

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Über den Begriff der Philosophie

Freytag, Willy

Halle a. d. S., 1904

Philosophie

TAG

FBG-602

GEIWI

ÜBER DEN BEGRIFF DER PHILOSOPHIE



HALLE A. D. S.

VERLAG VON MAX NIEMEYER

1904

phie

?

3

Philosophische Abhandlungen.

Dem Andenken Rudolf Hayms

gewidmet von

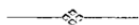
Freunden und Schülern.

1902. gr. 8. M 16,—.

Daraus sind in Sonderabzug erschienen:

- | | |
|--|--------|
| Kühnemann, E., Über die Grundlagen der Lehre des Spinoza. | M 2,— |
| Lipps, Th., Von der Form der ästhetischen Apperzeption. | M 1,60 |
| Medicus, Fr., Die beiden Prinzipien der sittlichen Beurteilung. | M 0,50 |
| Rehmke, J., Wechselwirkung oder Parallelismus? | M 1,60 |
| Reischle, M., Jesu Worte von der ewigen Bestimmung der Menschen-
seele in religionsgeschichtlicher Beleuchtung. | M 0,80 |
| Riehl, A., Zu R. Hayms Gedächtnis. | M 0,00 |
| Schrader, W., Die Seelenlehre der Griechen in der älteren Lyrik. | M 0,80 |
| Uphues, G., Über die Idee einer Pädagogik als Bildungswissenschaft.
Über die Idee einer Philosophie des Christentums. | M 0,60 |
| Vaihinger, H., Die transzendente Deduktion der Kategorien. | M 2,— |
| Volkelt, J., Die Kunst des Individualisierens in den Dichtungen Jean
Pauls. | M 2,— |
| Wentscher, M., Das Problem der Willensfreiheit bei Lotze. | M 1,20 |
-

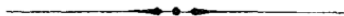
ÜBER DEN
BEGRIFF DER PHILOSOPHIE.



EINE KRITISCHE UNTERSUCHUNG

VON

W. FREYTAG.



UB INNSBRUCK



+ C93733208

HALLE A. D. S.
VERLAG VON MAX NIEMEYER.
1904.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Der Ausgangspunkt einer Definition der Philosophie	1
II. Die Philosophie als Methode	8
III. Die Philosophie als Technik	23
IV. Die Philosophie als Wissenschaft von besonderen Gegenständen	29

I.

Der Ausgangspunkt einer Definition der Philosophie.

Unter einer Definition oder Begriffsbestimmung verstehen wir eine willkürliche Worterklärung oder eine willkürliche Benennung. Beides ist dasselbe: ist ein Name mein Ausgangspunkt, so gebe ich ihm durch die Definition eine Bedeutung; ist die Bedeutung, das begrifflich gedachte, das erste, so füge ich durch die Definition den Namen hinzu. Der Nachdruck ist zu legen auf das „willkürlich“; denn nicht handelt es sich in der Definition darum, die Tatsache eines irgendwo und irgendwann bestehenden Sprachgebrauchs festzulegen, sondern darum, unzweideutig anzugeben, in welcher Weise innerhalb einer bestimmten wissenschaftlichen Untersuchung ein bestimmtes Wort gebraucht, ein bestimmter Begriff benannt werden soll, also darum, selbst einen Sprachgebrauch zu schaffen.

Eine ausführliche Begründung dieser Auffassung geben wir hier nicht; es genügt für unsere Zwecke, darauf hinzuweisen, daß Definitionen in diesem Sinne für die Wissenschaft äußerst nützlich, ja notwendig sind. Jede Darstellung oder Mitteilung eines Gedankens setzt Worte voraus, deren Bedeutung schon vor der Mitteilung des Gedankens unabhängig von ihr bekannt ist — das ist der feststehende Sprachgebrauch. nicht für alle Worte und Begriffe aber haben wir einen feststehenden Sprachgebrauch; grade auf dem jedesmaligen Arbeitsfelde der Wissenschaft, auf dem Gebiete also, das noch nicht vollständig geklärt ist, wird gewöhnlich auch hin-

sichtlich der Begriffe mehr oder weniger Unklarheit herrschen, werden Bestimmungen über den Sprachgebrauch sehr notwendig sein.

Mit der Bezeichnung „willkürlich“ ist also gemeint, daß die Definition nicht als ein Urteil über eine bestehende Tatsache gefaßt werden darf, sondern als eine Sache des Willens; nicht aber wollen wir damit ausdrücken, daß diese Sache des Willens etwas gänzlich gesetzloses sein solle: der Wille wird beschränkt durch den Zweck. Wir haben bei einer Definition nicht nach ihrer Wahrheit zu fragen, die ja allein dem Urteil zukommt, sondern nach ihrer Zweckmäßigkeit.

Mannigfaltig sind nun die Anforderungen, die hinsichtlich der Zweckmäßigkeit an eine Definition gestellt werden müssen; wir heben nur die folgenden hervor.

Wenn es sich von selbst versteht, daß Definitionen so wenig wie Begriffe oder Gedanken überhaupt logische Widersprüche enthalten dürfen, so mag doch darauf hingewiesen werden, daß auch der Wille, wenn anders er seinen Zweck erreichen will, nicht mit sich selbst in Widerspruch geraten darf. Ist z. B. die Absicht, eine Wissenschaft zu definieren, so darf in die Erklärung natürlich kein Merkmal aufgenommen werden, das nur einem nichtwissenschaftlichen Inhalte zukommen kann. Und ebenso, will man den fraglichen Begriff nicht bloß definieren, sondern mit dem definierten auch arbeiten, etwa auf dem Gebiete realer Gegenstände, will man also den Begriff zur Bezeichnung wirklich existierender Dinge verwenden, so darf man die Definition offenbar nicht so fassen, daß sie auf kein derartiges Ding paßt. In dieser Rücksichtnahme auf die Wirklichkeit liegt wohlgemerkt durchaus nichts, was den Charakter der Definition aufhöbe; sie wird ja dadurch nicht zu einem Urteil über das wirkliche, sondern bleibt immer eine willkürliche Bezeichnung, die sich nur der Brauchbarkeit wegen an etwas Tatsächliches anschließt. Wenn jemand unter Fischen Weichtiere verstehen will, die durch Kiemen atmen und in der Luft leben, so muß ihm das unbenommen bleiben, nur wird er mit solcher Definition wenig anfangen können, sie wäre eine Spielerei; versteht er aber unter Fischen Wirbeltiere, die nur durch Kiemen atmen, rotes kaltes Blut haben u. s. f., so ist das gewiß von seiner Seite ebenso eine

willkürliche Entscheidung, aber eine sehr zweckmäßige — denn mit diesem Begriff kann er etwas wirkliches und etwas wichtiges dazu bezeichnen, also vielerlei wertvolle Urteile zustande bringen.

Weniger selbstverständlich, aber ebenso notwendig für die praktische Verwertung einer Definition ist es, daß sie den vorhandenen Sprachgebrauch so weit als möglich berücksichtigt. Der geringe Einfluß, den bisher ein so bedeutendes Buch wie die Kritik der reinen Erfahrung von Avenarius auf die philosophische Forschung ausgeübt hat, sollte jeden stutzig machen, der in der Erkenntnis der großen Mängel der gebräuchlichen Begriffssysteme einen von Grund aus neuen Bau aufzuführen versuchen wollte — er bleibt unverständlich, und mit den Worten sind auch seine Gedanken zur Nichtwirksamkeit verurteilt. Der Philosoph kann nicht verlangen, daß sein Leser erst eine neue Sprache erlerne, um den von ihm gebotenen Gedankenschatz zu heben, dessen Wert ja doch noch gar nicht feststeht!

Eine Schwierigkeit für den Anschluß an den Sprachgebrauch liegt natürlich nur dann vor, wenn dieser nicht eindeutig ist; dabei aber ist mehreres wohl auseinander zu halten! Am nächsten liegt scheinbar der Fall, daß ein und derselbe Begriff mit verschiedenen Namen bezeichnet wird, oder andererseits ein und derselbe Name verschiedene Bedeutungen hat, der Fall also, daß mehrere verschiedene Definitionen eines Begriffes nebeneinanderstehen — dann wird man naturgemäß diejenige bevorzugen, welche die größte Verbreitung von allen hat, oder die aus anderen Gründen als die zweckmäßigste erscheint.

Dieser Fall ist aber in Wirklichkeit gar nicht der nächstliegende, jedenfalls nicht der häufigste: soweit ist dem Wissenschaftler nur selten vorgearbeitet, daß er eine Reihe von ausgeprägten Definitionen vorfände — eine wirklich fertige Definition pflegt auch im Daseinskampfe eine so gewaltige Wirkung auszuüben, daß sie alle übrigen mit ihr um die Alleinherrschaft ringenden rasch und vollständig verdrängt. Halb fertige Definitionen sind es, oder ein Sprachgebrauch, der sich überhaupt nicht in Definitionen ausdrückt, womit man hinsichtlich der weitaus meisten Begriffe zu tun hat. Es muß

nämlich unterschieden werden zwischen der Fähigkeit, einen Begriff anzuwenden, mit ihm bestimmte Dinge zu bezeichnen, und der Fähigkeit, diejenigen Merkmale, die den Inhalt des Begriffes ausmachen, deutlich anzugeben. Jedermann versteht den Satz: „Dies Tier ist ein Pferd“, jeder weiß ein wirkliches Pferd von einem wirklichen Hunde zu unterscheiden, aber wenn man ihn fragen wollte, wie sich der Begriff des Pferdes von dem des Hundes unterscheidet, so wird er wohl meistens die Antwort schuldig bleiben.

Man kann diesen Sachverhalt auch so ausdrücken: die meisten Begriffe sind wohl ihrem (ungefähren) Umfange aber nicht ihrem Inhalte nach bekannt. Und der Inhalt des Begriffes ist es, der in der Definition angegeben werden soll. So finden wir eine Erklärung für die merkwürdige Tatsache, daß einerseits Definitionen willkürliche Entscheidungen über den Sprachgebrauch sind, und als solche auch von namhaften Philosophen anerkannt werden, daß aber die berühmtesten und sicherlich auch sehr bedeutungsvollen Untersuchungen von Begriffen, wie sie z. B. Sokrates anstellte, durchaus nichts willkürliches an sich zu tragen scheinen, sondern sich überall zu ihrer Begründung auf vorhandene und anerkannte Tatsachen berufen. Sokrates setzt bei seinen Begriffsbestimmungen, z. B. der Definition des „Guten“ voraus, daß mehr oder weniger alle Menschen, oder wenigstens die, mit denen er sich unterhält, in der Anwendung des Wortes „Gut“ auf die Fälle des Lebens im wesentlichen übereinstimmen, während sie sich über den Inhalt, die Merkmale dieses Begriffes streiten. Das willkürliche an seiner Begriffsbestimmung ist dann dies, daß er — freilich ohne es erst noch ausdrücklich auszusprechen — unter dem Guten eben das verstehen will, was sich als das gemeinsame der allgemein als „Gut“ bezeichneten Fälle erweist, und seine Arbeit besteht nun darin, dies Gemeinsame aufzusuchen. Diese Art der Begriffsbestimmung entspricht also vollkommen den oben aufgestellten Forderungen, sie ist im Grunde etwas willkürliches, und schließt sich doch an den vorhandenen — etwa als „umfänglich“ zu bezeichnenden — Sprachgebrauch an. Und der Wert solcher Bestimmung und dieses Anschlusses wird nicht durch das natürlich sonst berechtigte Bedenken beeinträchtigt, daß auch der „umfängliche“ Sprachgebrauch

nicht vollkommen gleichmäfsig, und daher eine ganz genaue inhaltliche Bestimmung nicht aus ihm ableitbar sein dürfte. Denn auch für ihn gilt, da es sich immer nur um etwas „zweckmäfsiges“, nicht um etwas „wahres“ handelt, dafs man der Mehrheit ebenso zu folgen hat wie der Einstimmigkeit; und ebenso gilt, dafs in den Fällen, wo nicht einmal eine ausgesprochene Mehrheit für einen umfänglichen Sprachgebrauch vorhanden ist, eine Entscheidung für einen der vorhandenen sich immer wird gewinnen lassen — dann eben aus anderen Zweckmäfsigkeitsgründen.

Treten wir nun von solchen Gesichtspunkten aus an die Bestimmung des Begriffs der Philosophie heran, so sehen wir sofort, dafs, von einer einheitlich angenommenen Definition ganz zu schweigen, auch von einer mehrheitlichen nicht die Rede sein kann: es gibt nicht viel weniger Definitionen der Philosophie als es Philosophen gibt, und selbst wenn man nur die wichtigsten berücksichtigt, so weichen sie so weit voneinander ab, sind nicht nur ihrem Inhalte nach, sondern vor allem auch nach Ausgangspunkt und Methode so verschieden, dafs auch nur an die Möglichkeit, etwas Gemeinsames von Bedeutung durch Vergleichung zu finden, nicht gedacht werden kann — selbst über das *genus proximum*, ob die Philosophie eine Wissenschaft sein soll, herrscht weitgehende Meinungsverschiedenheit.

Vom inhaltlichen Sprachgebrauch können wir also nicht ausgehen! Anders steht es mit dem umfänglichen. Wir wollen doch mit der gesuchten Definition Etwas für die Wissenschaft unserer Zeit und natürlich zunächst für das Sprachgebiet, dem wir selbst angehören, leisten, es kommt also die heutige Anwendung des Namens Philosophie in Deutschland zunächst für uns in Betracht, — da wird man uns wohl im allgemeinen zustimmen, wenn wir sagen, dafs hinsichtlich der wirklichen Dinge, welche hier als Philosophie bezeichnet werden, eine bedeutsame, wenn auch nicht vollkommene Übereinstimmung vorhanden ist. Was an den deutschen Universitäten unter dem Namen Philosophie vorgetragen, wovon in den philosophischen Lehrbüchern hier gehandelt wird, das sind durchgängig psychologische, logische, erkenntnistheoretische, ethische, ästhetische Fragen, zu denen

dann hie und da noch Untersuchungen treten wie die religionsphilosophischen oder die heute wieder in Aufnahme kommenden naturphilosophischen.

Damit haben wir also eine ganz sichere Grundlage für weitere Bestimmungen. Denn man darf hier nicht schon einwenden, es herrsche durchaus keine Einstimmigkeit in der Zuordnung der Psychologie, Logik, Erkenntnistheorie, Ethik usw. zur Philosophie, da der eine die Psychologie als Einzelwissenschaft, als Naturwissenschaft bezeichnet, und nur die übrigen Disziplinen zur Philosophie rechnet, während der andere noch weiter geht, und auch von diesen nur Logik und Erkenntnistheorie als eigentlich philosophische Wissenschaften anerkennt, und zu ihnen dann vielleicht noch die Metaphysik hinzufügt. Denn das alles sind im Grunde schon wieder inhaltliche Bestimmungen, von denen wir ja zugestanden, daß sie sehr stark auseinander gehn — der praktische Betrieb aber all der genannten Wissenschaften als einer Einheit durch eine Person, und ihre Zusammenfassung zu einer Gruppe von Wissenschaften, die dann auch meist einheitlich benannt wird, ist einfach eine Tatsache, die auch wohl dadurch zur Anerkennung gelangt, daß die besonders hervorgehobenen eigentlich philosophischen Wissenschaften eben als eigentlich philosophisch oder als allgemein philosophisch bezeichnet werden, der Name Philosophie im „gewöhnlichen“ Sinne also auch den übrigen beigelegt wird.

Man darf nun wohl von vornherein annehmen, daß diese praktische Zusammenfassung verschiedener Wissenschaften zur Gesamtwissenschaft Philosophie, so wie sie sich allmählich allen entgegenstehenden Theorien zum Trotz durchgesetzt hat, eben weil sie etwas praktisches ist, nicht bloß rein äußerlicher Natur sein wird, daß sie eine innerliche Zusammengehörigkeit zum Grunde hat. Der Versuch muß also gemacht werden, die Merkmale oder Gesichtspunkte aufzufinden, welche uns von der Vermutung zu einer Einsicht in diese Zusammengehörigkeit verhelfen! Gelingt der Versuch, so werden wir eine zweckmäßige, für uns Deutsche in der Gegenwart sehr brauchbare Definition des Begriffes Philosophie erhalten. Wir werden dann zweckmäßigerweise noch einen Schritt weiter gehn, und zu zeigen versuchen, daß diese Definition nicht nur brauchbar,

sondern dafs sie brauchbarer ist als alle anderen, die sonst etwa noch in Betracht kommen könnten; ja wir werden am zweckmäfsigsten, am einfachsten sogleich beides zusammen tun, indem wir die wichtigsten Definitionen, mit denen noch gerechnet werden mufs, auf ihre allgemeine Brauchbarkeit, und im besonderen auf ihre Fähigkeit hin prüfen, die gesuchte Einheit der oben aufgezählten philosophischen Einzelwissenschaften klar zum Ausdruck zu bringen.

II.

Die Philosophie als Methode.

In zwei große Gruppen lassen sich zunächst alle vorhandenen Definitionen der Philosophie einordnen: nach den einen ist die Philosophie eine Wissenschaft mit einer besonderen Methode, nach den anderen eine Wissenschaft von einem besonderen Gegenstande. Zu einer dritten, einer Zwischengruppe, kann man dann wohl noch diejenigen zusammenfassen, welche die Philosophie als ein technisches Unternehmen mit einem besonderen Zwecke behandeln.

Zu den Methodedefinitionen gehören vor allem diejenigen, nach denen die Philosophie eine rationale oder deduktive oder apriorische Wissenschaft, oder wie man sich sonst ausdrücken mag, im Gegensatz zu den empirischen, induktiven, aposteriorischen Wissenschaften darstellt.

Seit den Zeiten der ersten großen griechischen Philosophen hat dieser Unterschied des wissenschaftlichen Verfahrens, des Denkens überhaupt, nicht wieder aufgehört, das Interesse des Denkers zu erregen; ja es schien, als ob er in der neueren Philosophie zu noch größerer Bedeutung gelangen würde als in der alten, daß er zum zentralen Problem der Wissenschaft überhaupt gemacht, daß noch feinere Unterscheidungen in ihn hineingebracht werden würden: das logische Problem der Induktion ist erst von Galilei und Kepler, den Begründern der induktiven Naturwissenschaft, zu voller Klarheit entwickelt worden, und Kantischen Gedanken entstammt die Frage, ob eine Wissenschaft, die von apriorischen Dingen handelt, auch selbst a priori sein müsse. Andererseits haben wir in der neueren Zeit auch Philosophen gehabt, die den ganzen Unterschied von

Induktion und Deduktion als nichtig, als verfehlt nachzuweisen unternahmen: nach J. St. Mill gibt es nur induktive Schlüsse, nur Erfahrungswissenschaften!

Eine schwierige Lage offenbar, der sich hier derjenige gegenüber befindet, der eine Definition sucht, um in die Philosophie und damit auch in diese Frage überhaupt erst hineinzukommen! Gewiss, von der alten Auffassung aus, nach der in der Definition die „wesentlichen“ Merkmale eines Gegenstandes aufgezählt werden, wird man, wenigstens schematisch, rasch zu einer Entscheidung gelangen: die Wissenschaft möge eben untersuchen, ob es neben den empirischen Sätzen auch apriorische, neben dem induktiven Verfahren noch ein deduktives gibt; hat sie dann alles durchforscht und schreitet sie dazu, ihr Werk durch Aufstellung eines Systems zu vollenden, so ergibt sich als Abschluß, als Krönung des Ganzen die Definition, hier die Definition der Philosophie, in der die wichtigsten Ergebnisse der auf sie gerichteten Forschungen gleichsam in verdichteter Gestalt auftreten.

Aber mit solch einer Definition wüßten wir nichts rechtes anzufangen; die wichtigsten Ergebnisse einer Wissenschaft werden wie alle anderen durch Urteile, Aussagen, die wahr oder falsch sein können, ausgedrückt, und wenn man sie kürzer zusammenfassen will und kann, so geschieht das wieder durch Urteile!

Wohl aber brauchen wir etwas anderes als Urteile, um die Forschung auf ein bestimmtes Gebiet zu lenken, wir brauchen eine Bezeichnung für die besonderen Untersuchungen, die wir gerade auf diesem Gebiet vornehmen wollen, um sie von anderen durch einen kurzen, leicht verständlichen Namen unterscheiden zu können, kurz wir brauchen eine Willenserklärung. Dies also ist Sache der Definition einer Wissenschaft, kurz zu charakterisieren, was darunter verstanden werden soll, nicht aber Erkenntnisse vorwegzunehmen oder nachträglich noch einmal zu formulieren, die durch die definierte Wissenschaft selbst erbracht werden. Unmöglich kann es also Aufgabe der Definition der Philosophie sein, eine Entscheidung darüber zu geben, ob der Apriorismus Recht hat oder der Empirismus — das ist vielmehr Aufgabe der Philosophie selbst.

Anders läge die Sache natürlich, wenn es gar keinen Streit mehr gäbe darüber, ob und welche Erkenntnisse apriorischer Natur sind, und wenn der Unterschied der induktiven und der deduktiven Methode so grundsätzlich wäre, und als so grundsätzlich anerkannt, daß ein einträchtiges Zusammenwirken beider für dasselbe Forschungsgebiet von vornherein aussichtslos erscheinen müßte. Aber diese Voraussetzung ist nicht nur nicht erfüllt, sondern, was von Tatsachen wirklich vorliegt, spricht für ihr Gegenteil! Einmal ist, wie gesagt, die Frage des Apriorismus noch gar nicht entschieden, zweitens aber sehen wir, wenn wir den Gegensatz des induktiven und des deduktiven Verfahrens in der Weise festhalten, wie er für den wissenschaftlichen Betrieb vor allem praktisch in Betracht kommt, daß beide Verfahren zum großen Vorteile der Wissenschaft aufs innigste mit einander verbunden, z. B. auf dem weiten Gebiete der Naturwissenschaft, oder dem engeren der Mechanik angewendet werden. Jedes beliebige Induktionsverfahren ist mit deduktiven Elementen reichlich durchsetzt, und je höher sich eine induktive Wissenschaft entwickelt, desto größeren Raum nehmen in ihr die Deduktionen ein, und desto mehr wird das empirische, der Beobachtungsstoff beschränkt. Zum Beweise dieses Satzes sei nur auf Mach's entsprechende Ausführungen etwa in seiner Geschichte der Mechanik verwiesen.

Diese Tatsache nun sollte genügen, um von vornherein gegen alle übermäßige Betonung solcher methodologischen Unterschiede mißtrauisch zu machen. Wir denken aber, es läßt sich noch allgemeiner dartun, daß es durchaus unzweckmäßig ist, die Wissenschaften nach ihrer Methode zu scheiden.

Zweck der Wissenschaft ist die Erkenntnis ihres Gegenstandes, die Methode ist nichts anderes als das Mittel, diesen Zweck zu erreichen; das Mittel aber hat nur Wert, sofern es zur Erreichung des Zweckes dient. So folgt, das entscheidende für die Wissenschaft ist ihr Gegenstand und nicht ihre Methode!

Man wird die verschiedenen Wissenschaften daher auch nach den Unterschieden dieses Inhaltes, um dessen Willen sie da sind, um den es sich in ihnen handelt, nach den Unterschieden ihrer Gegenstände einzuteilen haben. Aber vielleicht geht das nicht immer? Machen wir uns einmal eine Übersicht, in der Annahme, die Wissenschaften seien sowohl nach

ihrer Methode wie nach ihrem Gegenstande zu definieren, so erhalten wir offenbar vier Fälle. Erstens, zwei Wissenschaften haben den gleichen Gegenstand und die gleiche Methode. Dann sind sie offenbar überhaupt identisch! Zweitens, zwei Wissenschaften sind nach Gegenstand wie nach Methode verschieden. Dann ist die Entscheidung wiederum sehr einfach: sie könnten sowohl nach ihrem Gegenstande, wie nach ihrer Methode definiert werden, da aber der Gegenstand das wichtigere ist, wird dieser auch für die Definition vorzuziehen sein. Drittens, zwei Wissenschaften handeln von verschiedenen Gegenständen aber nach der gleichen Methode: dann ist die Definition nach dem Gegenstande sogar notwendig. Endlich viertens, zwei Wissenschaften haben denselben Gegenstand, aber verschiedene Methode: das wäre der Fall, in dem die Definition von der Methode ausgehn müßte.

Aber hat es einen Sinn, einen solchen Fall zu konstruieren? Wenn zwei Untersuchungen mit verschiedenen Mitteln, auf verschiedenen Wegen auf dasselbe Ziel lossteuern, ist es dann nicht zweckmäßig, beide von vornherein, noch während der Forschung, zusammenzufassen zu einem einzigen Unternehmen, in dem dann, wie die Mittel, so auch die Aufgaben nach einem wohlgedachten Gesamtplan verteilt werden können? Indessen, so wenig ansprechend sich der Gedanke dieses vierten Falles auf den ersten Blick zeigt, weit verbreiteten Auffassungen und Ausführungen zufolge scheint er einfach die Tatsächlichkeit für sich zu haben! Wir denken hier an die mathematischen Wissenschaften, vor allem an die Geometrie: Die Euklidische Geometrie, diese in sich geschlossene Wissenschaft vom Raume, das Vorbild aller exakten Wissenschaften, hat im Laufe der Zeiten nicht nur solche Ergänzungen erhalten, die sich willig in ihren festen Bau einfügten, sondern auch solche, die sich erstaunlich rasch zu selbständigen neben ihr stehenden Disziplinen entwickelten. Lassen wir die Frage dahingestellt, ob in der bloßen Anwendung der Algebra auf die Geometrie schon etwas der eigentlichen Euklidischen Geometrie fremdes enthalten ist, so haben wir doch unzweifelhaft neue Geometrien in der analytischen, in der darstellenden und in der projektiven. Neu aber sind sie, wie es scheint, nicht ihrem Gegenstande nach, denn der ist für alle der eine Raum mit seinen Eigen-

schaften; neu können sie daher wohl nur in der Methode sein, nach der sie den alten Gegenstand behandeln. Vier Wissenschaften also des gleichen Gegenstandes aber von verschiedener Methode! Und wer weiß, ob nicht in Zukunft noch einige mehr dazukommen werden?

Diese Überfülle von auf einen Punkt gerichteter Wissenschaft muß bei ihrer sonst so auffallenden und betonten Ökonomie nun doch etwas Bedenken erregen; sehen wir daher einmal etwas genauer zu, wie es mit dem „Gegenstande“ und den „Methoden“ der Geometrie steht! Was heißt zunächst überhaupt, zwei oder mehr Wissenschaften haben den gleichen Gegenstand?

Physik und Chemie sind zwei verschiedene Wissenschaften; sie verfahren nach derselben Methode, also müssen sie verschiedene Gegenstände haben! Aber Gegenstand der Forschung ist in beiden Fällen das, was man physische oder Körperwelt nennt! Das widerspricht sich, aber die Beseitigung dieses Widerspruchs ist nicht schwer. Wenn ich der Physik und der Chemie den gleichen Gegenstand gebe, so geschieht das in einem sehr allgemeinen, sehr unbestimmten Sinne; teile ich ihnen aber, wie es nötig ist, verschiedene Gegenstände zu, so meine ich damit, daß die Tatsachen, die sie beschreiben, oder allgemeiner gesagt, erkennen, verschieden sind, kurz, daß die ihren Bestand ausmachenden Erkenntnisse, um deren Willen sie getrieben werden, verschieden sind.

Haben nun die verschiedenen Geometrien in diesem Sinne denselben Gegenstand? Zum Teil ja, zum Teil nein, müssen wir antworten, und sehen dabei sofort, wie sehr das allgemeine Bedenken gegen die Möglichkeit verschiedener Wissenschaften vom gleichen Gegenstand berechtigt war. Gewiß, die analytische Geometrie bietet unter anderem auch Erkenntnisse, über Eigenschaften des Kreises etwa, wie sie auch in der Euklidischen Geometrie zu finden sind; aber unter dem anderen, und das dürfte wohl die Hauptsache sein, gibt sie etwas, was uns diese wohl schuldig geblieben wäre. Und ebenso hat die projektive Geometrie Sätze, die schon von der analytischen oder ebenfalls der Euklidischen bewiesen sind; und ähnliches gilt von der darstellenden Geometrie. Aber darüber hinaus haben diese neueren Geometrien doch auch wieder vieles aufzuweisen, was

den älteren entweder überhaupt fehlt, oder was sie doch nicht so einfach und durchsichtig geben, beweisen könnten!

Hinsichtlich des Gegenstandes also stimmen die Geometrien nur teilweise überein. Wie steht es nun mit ihrer Methode? Vielleicht ist diese das Unterscheidende gerade da, wo der Gegenstand der gleiche ist?

Sehen wir davon ab, daß die darstellende Geometrie mehr eine Technik, eine Anwendung wissenschaftlicher Sätze zu einem bestimmten Zwecke ist — es sind auch in ihr Bestandteile, Sätze, rein theoretischer Natur enthalten, und darunter solche, die auch von den anderen Geometrien gelehrt werden. Die darstellende Geometrie definiert etwa die Ellipse als die zu dem Kreise affine Figur, und leitet ihre Eigenschaften aus diesem Begriffe ab. Die projektive Geometrie kommt zu gleichen Ergebnissen, indem sie die Ellipse als das Ergebnis des Schnittes zweier zu einander projektiven Strahlenbüschel betrachtet; und wieder dieselben Erkenntnisse hatte man schon früher erlangt, wo die Ellipse als geometrischer Ort aller Punkte, die einer bestimmten Gleichung genügen, oder noch einfacher als Kegelschnitt bestimmter Art aufgefaßt wurde.

Also dieselben Erkenntnisse, aber verschiedene Begriffe und verschiedene Beweise dafür! Auch verschiedene Begriffe! Denn wenn schon all die genannten Definitionen auf einen und denselben Gegenstand, eben die Ellipse, passen, so bestimmen sie ihn doch mit Hilfe ganz verschiedener Merkmale: die Begriffe sind umfänglich gleich, inhaltlich aber verschieden. Und darum muß auch immer erst bewiesen werden, daß sie alle dasselbe meinen — anders ausgedrückt, daß mit den durch den einen Begriff angegebenen Eigenschaften stets die durch die anderen bezeichneten verbunden sind.

Dieser eben berührte Umstand enthält nun, nebenbei bemerkt, auch einen Beweis für unsere obige Behauptung, daß wissenschaftliche Unternehmungen, die dasselbe Ziel, aber verschiedene Wege haben, zweckmäßigerweise zu einer Einheit zusammengefaßt werden müssen. Denn würde jede der Geometrien rein bei ihrem Ellipsenbegriff stehen bleiben, und soviel Eigenschaften aus ihm ableiten, als ihr möglich ist, ohne auf die anderen Geometrien und deren Ellipsenbegriffe Rück-

sicht zu nehmen, so würde eben die wichtige Erkenntnis, welche diese Begriffe zusammenfalst, einfach ausfallen.

Bleiben wir aber bei unserer Frage nach etwaigen Methodenunterschieden der verschiedenen Geometrien! Sind die Beweise der ihnen gemeinsamen Erkenntnisse wirklich so verschieden, daß man von einer verschiedenen Methode sprechen kann? Wir meinen, es gibt auch in einer einzelnen der verschiedenen Geometrien, etwa in der Euklidischen, Sätze, deren Beweise so verschieden von einander sind wie die der allen Geometrien gemeinsamen.

Die Geometrie, überhaupt die Mathematik bezieht sich auf ein Gebiet von Tatsachen, die sich von anderen dadurch sehr vorteilhaft unterscheiden, daß sie in unendlich mannigfaltiger Verbindung mit einander stehen, und diese Verbindung für uns so außerordentlich durchsichtig ist. Alles Beweisen läuft nun darauf hinaus, solche Verbindungen ausfindig zu machen, um aus den Tatsachen, die sich am unmittelbarsten erkennen lassen, auf diejenigen zu schließen, die in sich selbst weniger leicht zu durchschauen sind. Bei der Vielseitigkeit der vorhandenen mathematischen Verbindungen gibt es dann natürlich auch sehr viele, ja man kann sagen unendlich viele Wege, um zur Erkenntnis irgend welcher Tatsache zu gelangen. Diese Verschiedenheit hat aber offenbar mit einer Methodenverschiedenheit nichts oder nur wenig zu tun; denn verschieden ist ja gar nicht die Art, wie ich von einer Erkenntnis, von einer Tatsache zur anderen gelange — und das allein ist eine Sache der „Methode“ — sondern verschieden sind einfach die Erkenntnisse selbst, die zum Beweise zusammengefügt werden.

Natürlich besteht dabei ein Unterschied der Zweckmäßigkeit hinsichtlich der verschiedenen Wege, oder wie wir auch sagen können, der verschiedenen Ausgangspunkte: einige führen stetig weiter zu immer neuen Erkenntnissen, andere sind rasch erschöpft. So haben sich vor allem vier derartiger Ausgangspunkte als zweckmäßig erwiesen, eben die der vier genannten Geometrien, und unter diesen heben sich wieder zwei, der der Euklidischen und der der projektiven Geometrie scharf von den anderen ab. Die Euklidische Geometrie geht von metrischen Axiomen aus, von Erkenntnissen, die sich auf die Eigenschaften der Entfernung und der Winkelgröße be-

ziehen; die projektivische beschränkt sich von vornherein auf die Betrachtung der Eigenschaften der Lage, der projektivischen, oder wie sie noch heißen, der graphischen, visuellen Eigenschaften. So sind beide Wissenschaften verschieden nicht nach einer Methode, sondern nach ihren Ausgangserkenntnissen, und das heißt nach ihrem Gegenstand, nach der Art der räumlichen Eigenschaften, die sie untersuchen; und wenn wir die in der Ausbildung der neueren Geometrie zu Tage tretenden Bestrebungen richtig verstehen, so geht diese Wissenschaft darauf aus, diese Absonderung von der alten durch Beschränkung auf einen bestimmten Gegenstand in ihrem ganzen Systeme immer strenger durchzuführen. Um einen Mathematiker zu Worte kommen zu lassen: „Die ganze Geometrie zerfällt in zwei Teile: der eine (einfachere) ist unabhängig vom Parallelenaxiome und umfaßt die sogenannte projektivische Geometrie; der andere stützt sich auf das Parallelenaxiom, nimmt also etwas Neues hinzu; ...“ (Clebsch, Vorlesungen über Geometrie II, 1, S. 433).

So sehen wir also, auch in Bezug auf das Gebiet, das den verschiedenen Geometrien gemeinsam zu sein schien, haben wir mit einem wirklichen Unterschied des Gegenstandes, nicht der Methode, als dem unterscheidenden Merkmal zu tun. Verschiedene Seiten an den räumlichen Dingen sind es, die eine jede untersucht, und wenn sie dabei auch hin und wieder auf gleiche Erkenntnisse stoßen, so sind diese willkommen als Verbindungsglieder, welche dienen, die höhere Einheit der geometrischen Wissenschaft darzutun; was aber die einzelnen Geometrien charakterisiert, und ihre Selbständigkeit in der höheren Einheit bedingt, sind Erkenntnisse von eigenartigen Tatsachen.

Und was von der Geometrie gilt, das gilt von der Mathematik überhaupt: die Infinitesimalrechnung beweist mit ihren Hilfsmitteln auch Sätze, die schon in der niederen Analysis behandelt werden können, ihre wirkliche Bedeutung aber liegt nicht in diesen zweiten Beweisen, sondern in den Erkenntnissen, die allein ihr und keiner anderen Wissenschaft weiter zugänglich sind; und was jene ihre „Hilfsmittel“ betrifft, so sind das wieder nicht eigenartige Methoden, sondern vielmehr Erkenntnisse von eigenartigen Tatsachen!

Noch eine allgemeine Bemerkung aber bietet sich hier dar. Die Meinung, von einem und demselben Gegenstand — im oben festgestellten strengen Sinne — könne es mehrere Wissenschaften geben, die sich dann lediglich durch ihre Methode unterscheiden, scheint uns auf einer Verkennung der Bedeutung der Wissenschaft für das menschliche Leben, auf einer Überschätzung des menschlichen Erkenntnisvermögens zu beruhen.

So großartig ist dieses leider nicht eingerichtet, daß es sich den Luxus gestatten könnte, für das durch eine Wissenschaft erreichbare und erreichte Erkenntnisziel noch eine zweite und dritte gleichsam zur Befriedigung sportlicher Interessen zu schaffen. Von den dem Menschen vorschwebenden Erkenntniszielen ist ja erst ein kleiner Teil durch die Wissenschaft erfaßt, und die bittere Notwendigkeit des Daseinskampfes wie der ewig unbefriedigte Trieb des Forschens drängen uns vorwärts, verbieten uns im Genuß des Erreichten zu verweilen. Natürlich, die Ausbildung der Wissenschaften ist verschieden, und wie die Arbeit dem Armen weniger Zeit zum Verweilen, zur Ausbreitung seines Lebens läßt als dem behäbigen Reichen, so empfindet auch die arme, d. h. wenig entwickelte Wissenschaft den Drang nach vorwärts in weit stärkerem Maße als die erkenntnisreiche.

Gerade von diesem Gesichtspunkte aus erscheint nun der Versuch der Philosophie, sich auf eine bestimmte Methode zu beschränken, einfach als unsinnig. Ist diese in vielem Betracht trotz aller Arbeit immer noch so ärmliche Wissenschaft wirklich in der Lage, freundlichst angebotene Hilfe an irgend einer Stelle hochmütig abzulehnen, darf sie auf irgend ein Erkenntnis-mittel verzichten? Selbst wenn die eine Methode, etwa die apriorische, im ganzen viel wertvoller für die philosophische Forschung sein sollte, wenn auch nur einiges wenige auf einem andern, etwa dem Wege der Erfahrung erreicht worden wäre, — und wer wollte den Tatsachen der philosophischen Entwicklung gegenüber oder auch a priori leugnen, daß das der Fall ist, oder sein kann? — er dürfte nicht außer Acht gelassen werden!

Der Gedanke des vierten Falles, Wissenschaften desselben Gegenstandes durch die Methode zu trennen, hat sich also als

nichtig herausgestellt, und damit ist bewiesen, nicht die Methode, sondern der Gegenstand bestimmt die Art der Wissenschaft!

Wenden wir uns nun nach diesen allgemeinen Darlegungen zu denjenigen Wissenschaften, die uns hier vor allem angehn, denen, welche sich mit geistigen Inhalten beschäftigen, so werden wir auch hier unschwer erkennen, wie alle Versuche, diese Wissenschaften durch ihre Methode von den übrigen, etwa den sogenannten Naturwissenschaften abzugrenzen, eben an dieser Klippe, die Bedeutung der Methode zu überschätzen, gescheitert sind und scheitern müssen.

Lehrreich können für uns vor allem die Bemühungen sein, die man in dieser Hinsicht einer neuen Definition der Geschichte hat zu teil werden lassen. Als Antwort auf die Behauptungen, nur Gesetzeswissenschaften seien eigentliche Wissenschaften, die Geschichte, die Einzeltatsachen aufzählt, beschreibt, könne daher höchstens als Vorstufe, als Materialsammlung für eine eigentliche Wissenschaft betrachtet werden, — hat man, sich stützend auf die einfache Tatsache, daß Gesetze, allgemeine Urteile nie die Wirklichkeit voll und ganz wiedergeben, dazu vielmehr immer noch Einzelurteile von nöten sind, die andere ebenso extreme Behauptung aufgestellt, es müßten zwei Arten von Wissenschaften unterschieden werden, erstens Gesetzeswissenschaften, die vom allgemeinen, und da das allgemeine nicht wirklich ist, eigentlich vom nichtwirklichen handeln, und zweitens andere, die nun tatsächlich vom wirklichen, d. h. vom einzelnen handeln, und das seien die historischen Wissenschaften!

Wer auch nur einmal in den tatsächlichen Betrieb der Geschichtswissenschaft hineingesehen hat, wird wissen, daß sie erstens durchaus keinen Abscheu vor allgemeinen Sätzen hat, Gesetzen oder Regeln, wie sie vorsichtigerweise wohl genannt werden, und zweitens, daß sie selbst zur Gewinnung eines Urteils über einen einzelnen Fall ständig derartige allgemeine psychologische und historische Erkenntnisse benutzen muß. Das, was man Quellenkritik nennt, beruht wesentlich auf allgemeinen Erkenntnissen, und zwar nicht nur auf solchen, wie sie in den Handbüchern der historischen Methodik zusammengestellt werden, den sogenannten methodologischen, sondern ebenso auf solchen des historischen Geschehens selbst: wer die Nachrichten z. B. über Hannibals

Überschreitung des Ebro richtig deuten, und zu einer richtigen Auffassung dieses Einzelvorgangs gelangen will, darf sich nicht auf eine noch so argwöhnische Untersuchung und Vergleichung der Quellen beschränken — damit käme er nicht weit; er muß vielmehr bestimmte — allgemeine — Kenntnisse über die Wirkung von politischen Verträgen und von Vertragsbrüchen besitzen und zu verwenden wissen u. ä. m.

Andrerseits aber, den Behauptungen der Gesetzeswissenschaftler gegenüber, muß doch betont werden, daß auch Erkenntnisse von Einzelfällen sehr großen Wert haben, und exakt formuliert werden können, und daß sie durchaus nicht in der Geschichte allein zu Hause sind, sondern auch in den Naturwissenschaften, in den Gesetzeswissenschaften, z. B. in der Astronomie, eine große Rolle spielen. Kurz, man sieht, beide Parteien übertreiben die Bedeutung des methodologischen: die Geschichte steht als Gesetzeswissenschaft sicher nicht auf derselben Höhe wie die Mechanik etwa, aber sie ist auch keine bloße Sammlung von Einzelfällen! Der ganze durch diese und ähnliche Schlagwörter gekennzeichnete Methoden Gegensatz hat also — wir haben anderen Orts schon ausführlicher darüber gesprochen — für diese Wissenschaft gar nicht die ihm zugeschriebene Wichtigkeit.

Und im großen und ganzen ebenso steht es nun hinsichtlich der philosophischen Untersuchungen. Diejenige Erscheinung in der philosophischen Welt, die am stärksten dazu beigetragen hat, in der Eigenart der Methode den wichtigsten, den entscheidenden Unterschied der Philosophie von den andern Wissenschaften zu suchen, ist die Kantische Philosophie. Und grade sie hat in der Frage der Methode eine glänzende Widerlegung durch die Tatsachen erfahren!

Wenn auch eingehüllt in metaphysisches Beiwerk, so bleibt es doch ein echt wissenschaftlicher Versuch, den Kant in seiner Kritik der reinen Vernunft machte, ein System derjenigen Erkenntnisse der Wissenschaft aufzustellen, die so allgemein sind, daß sie fast mehr als Voraussetzungen denn als Folgerungen oder Verallgemeinerungen der unzählig vielen wissenschaftlichen Einzelerkenntnisse erscheinen. Kant meinte, daß diese allgemeinsten Sätze wegen ihrer Allgemeinheit und Notwendigkeit für alle Wissenschaft, für alle Erfahrung, nicht aus der Erfahrung

selbst stammen könnten, und darum als in der Natur des Denkens überhaupt begründet gedacht werden mußten. Es war dann nur nötig diese Natur des Denkens zu untersuchen, um ein nach einheitlichem Prinzip geordnetes System all jener Denk- und Wissenschaftsvoraussetzungen abzuleiten: 12 Sätze waren es, die Kant so a priori ans Licht brachte. Oder vielmehr a priori ans Licht zu bringen meinte; denn es waren das, von einigen überhaupt fragwürdigen abgesehen, nur solche Sätze, die vorher schon bekannt waren; und, was das wichtigste ist, nicht waren unter ihnen diejenigen enthalten, die bald nach Kant von Lavoisier und Robert Mayer a posteriori gefunden werden mußten! Kant führt in seinem System den Satz von der Erhaltung der Substanz an, aber in der unbestimmten Form, die er vor dem Beweise des Gesetzes von der Erhaltung der Masse haben mußte, und nicht mit Hilfe des Kantischen Systems ist der Satz von der Erhaltung der Energie entdeckt worden, sondern auf sehr verschiedenen aber stets empirischen Wegen. Und so dürfte wohl heute überhaupt die Überzeugung in der Wissenschaft allgemein herrschen, das solche allgemeinste Sätze vom Naturgeschehen nicht durch Reflexion auf apriorische Denkformen, sondern nur durch Beobachtung des Naturgeschehens selbst gewonnen werden können, daß wir durchaus noch nicht am Ende sind mit ihrer Entdeckung, und daher ein abschließendes System derselben vielleicht überhaupt nie, jedenfalls aber noch nicht heute, 100 Jahre nach Kant, aufgestellt werden kann.

Es ist aber nicht unsere Aufgabe, dies System selbst und seine möglichen Vervollkommnungen zu erörtern: die Tatsache allein, daß die Kantische Begründung desselben auf eine besondere Methode zu keinem wirklich neuen Ergebnis, zu keiner neuen Erkenntnis geführt hat, wie sie die gewöhnliche „gegenständliche“ Forschung nach ihm in so überraschender Fülle zeitigte, beweist unsern Satz, daß auch für die Philosophie nicht die Methode das entscheidende ist, vor ihrer Überschätzung also auf das dringendste gewarnt werden muß.

Wir haben diesen Beweis aber allgemeiner geführt, als er zunächst durch unsern Ausgang von dem Gegensatz der apriorischen und empirischen oder der deduktiven und der induktiven Methode bedingt war, deswegen, weil dieser Gegensatz oder

diese Gegensätze zwar wissenschaftlich die wichtigsten, aber in der geschichtlichen Entwicklung der Philosophie jedenfalls nicht allein wirksam gewesen sind. Hinsichtlich dieser weiteren methodologischen Begriffsbestimmungen werden wir uns dann kurz fassen können: sie leiden alle an dem Hauptfehler der Methodenüberschätzung, fügen aber noch andere Fehler zu diesem hinzu.

So bietet ein gewisses Interesse vor allem die bis in unsere Zeit hinein reichende Abgrenzung und Einteilung der Wissenschaften und der Philosophie, welche sich an den Satz des Aristoteles anschliesst: *πᾶσα διάνοια ἢ πρακτικὴ ἢ ποιητικὴ ἢ θεωρητικὴ*. Bekanntlich sind uns die Aristotelischen Schriften nicht nach einem bestimmten wissenschaftlichen System von ihrem Urheber selbst geordnet überliefert, so daß man nicht in der Lage ist, diesen Satz und das was sich von Erläuterungen desselben findet, als die endgiltigen Bestimmungen des Aristoteles zu betrachten. Aber endgiltig oder nicht, es ist doch die Meinung des Philosophen und seiner Nachfolger, und sie ist fehlerhaft genau so wie die darauf gegründeten ausführlicher entwickelten Einteilungen und Begriffsbestimmungen des Wolfischen Systems etwa.

Die Wissenschaft, heisst es also, muß eingeteilt werden, entsprechend der verschiedenen Art der geistigen Betätigung des Menschen, in die theoretische und in die praktische, und daneben wohl noch in eine dritte, die künstlerische. Zur theoretischen Wissenschaft oder Philosophie gehört dann bei den Aristotelikern die Mathematik, die Physik und die Ontologie, bei Wolf die Ontologie, Kosmologie, rationale Psychologie und natürliche Theologie, zur praktischen bei beiden übereinstimmend die Ethik, Ökonomik und Politik — von der Poetik können wir hier absehen. Was ist das nun für eine Abgrenzung der Wissenschaften? Dem Wortlaut nach muß sie auf Unterschieden der geistigen Tätigkeiten beruhen, die auf sie gerichtet sind, also der Methode, in Wirklichkeit aber spielt ebenso stark der Unterschied des Gegenstandes hinein — also wieder ist der Ausgangspunkt die — zu — hohe Bewertung der Methodenunterschiede, zu einer Ungeheuerlichkeit geradezu aber wird die ganze Bestimmung dadurch, daß unter dem Druck der Tatsächlichkeit sich das gegenständliche doch durchsetzt, aber ohne

dafs es klar erkannt würde, so dafs die Gegensätze von Gegenstand und Methode in einander überlaufen, diese Begriffe vollständig verwechselt werden.

Denn wenn die Physik oder die Kosmologie eine theoretische Wissenschaft ist, so ist sie es doch nicht deswegen, weil sie eine geistige Betätigung — die theoretische — zum Gegenstand hätte, sondern nur, weil sie theoretisch verfährt, also weil ihre Methode „theoretisch“ ist. Es ist also der Gesichtspunkt der Methode, durch den die theoretische Philosophie oder Wissenschaft abgegrenzt wird von den praktischen Wissenschaften, die dann durch eine andere Methode, die „praktische“, charakterisiert sein müßten. Das ist aber doch die Meinung selbst der angeführten Philosophen nicht, dafs die Ethik z. B. ihre Erkenntnisse nicht auf theoretischem sondern auf praktischem Wege erlange! Man sieht leicht, unvermerkt hat sich hier an die Stelle des Begriffs der Methode der des Gegenstandes eingeschoben: nicht die Methode der Ethik ist praktisch, sondern ihr Gegenstand ist das praktische Verhalten des Menschen!

Die ganze Begriffsbestimmung leidet also an einem elementaren logischen Fehler, beruht auf einer Begriffsverwechslung. Alle Wissenschaft ist theoretisch, der angeführte Satz des Aristoteles kann daher nicht dazu dienen, die Gesamtheit der Wissenschaften nach ihrem Verfahren einzuteilen, sondern nur dazu, mit einem bestimmten Gegenstande der Wissenschaft, der *δύναμις*, als geistiges Verhalten etwa zu übersetzen, auch die auf diesen Gegenstand gerichtete Einzelwissenschaft in Unterabteilungen zu gliedern. Der Begriff der Methode muß als irreführend aus dieser Einteilung einfach entfernt werden.

Zu einer geradezu grotesken Bestimmung über das Wesen der Philosophie aber hat die übertriebene Rücksicht auf die Methode bei Bacon geführt, der die Wissenschaften nach der Art der seelischen Kräfte, des Gedächtnisses, der Phantasie und des Verstandes in die drei Hauptteile der Geschichtswissenschaft, der Poesie und der Philosophie zerlegt. Die Philosophie wäre also diejenige Wissenschaft, die auf dem Verstande beruht! Vielleicht wäre in der Tat jemand so

boshaft, den Philosophen — zu denen nach Bacon freilich auch die Physiker gehören — das Gedächtnis abzustreiten, ob aber die Historiker sich wohl den Verstand abstreiten lassen würden?

Wir wollen es an diesen Beispielen genug sein lassen; sie haben unsern allgemeinen Satz wohl hinlänglich erläutert, daß man kein Wissenschaftsgebiet, am wenigsten das der Philosophie, nach der Methode abgrenzen kann.

III.

Die Philosophie als Technik.

Zur zweiten Gruppe der Definitionen der Philosophie rechnen wir die, welche die Philosophie zu einer Art Technik, zu einem praktischen Unternehmen mit bestimmtem praktischem Zweck machen. Hierher gehören vor allem die alten Erklärungen der Stoiker und Epikuräer, nach denen die Philosophie eine Tätigkeit ist, welche den Menschen zur sittlichen Tüchtigkeit bilden, oder ihm die höchste Glückseligkeit verschaffen soll. Wie sich diese Auffassungen auf der Entwicklungsstufe der griechischen Philosophie entwickelten, die man nicht mehr als Höhepunkt sondern höchstens als Nachblüte derselben bezeichnet, so finden wir auch in der neueren Zeit ganz entsprechende vor allem in Perioden der nachlassenden philosophischen Tätigkeit, unter Umständen also, die dieser nicht günstig sind — so können wir noch heute die Wendung hören, die Philosophie stehe den übrigen Wissenschaften als etwas eigenartiges gegenüber dadurch, daß ihr die Aufgabe zufalle, die Ergebnisse jener mit den Bedürfnissen des Gemüts in Einklang zu bringen.

Die historische Erinnerung, die wir eben gemacht, ist gewiß nicht geeignet, uns von vornherein für diese und ähnliche Arten von Wesensbestimmungen der Philosophie einzunehmen. Wir glauben aber, daß auch wirkliche Gründe genug vorhanden sind, welche ins Feld geführt werden können!

Was zunächst die letzterwähnte Auffassung betrifft, daß die Philosophie die Versöhnung von Wissenschaft und Gemüt zu ihrer Aufgabe habe, so muß sich ihr gegenüber sofort die Frage erheben, was für ein Ding denn die so zwischen Wissen-

schaft und Gemüt in die Mitte gestellte Philosophie eigentlich sei, ob sie ebenfalls als Wissenschaft oder als etwas anderes betrachtet werden müsse. Die letztere Deutung wird offenbar durch den Wortlaut der Erklärung am nächsten gelegt: die Philosophie soll mit der Wissenschaft etwas vornehmen, nämlich sie an das Gemüt anpassen — von der anderen Möglichkeit, das Gemüt an die Wissenschaft anzupassen, hört man weniger —. Was heisst nun „anpassen“? Meint man damit, daß wirklich an den Sätzen der Wissenschaft so lange herumgeändert werden soll, bis sie dem Gemüt genehm sind, dann ist die Philosophie sicher keine Wissenschaft sondern der Tod der Wissenschaft! Trotzdem muß dies die Meinung sein, denn wie will man sonst Bedürfnisse des Gemüts befriedigen, die zu den Erkenntnissen der Wissenschaft in Gegensatz stehn? Eine bloß äußerliche Herrichtung und Neuordnung der wissenschaftlichen Ergebnisse zu dem Zwecke, ihre Anwendung auf vom Gemüt gestellte Aufgaben und dergleichen zu erleichtern, würde ja den Gegensatz, der die Versöhnung fordert, nicht beseitigen. Von dieser letzteren Möglichkeit, die Aufgabe der Philosophie zu bestimmen, die dann eine rechte Technik sein würde, aber weiter unten!

Es bleibt also dabei, eine derartige Philosophie, welche das Gemüt mit der Wissenschaft versöhnt, kann nicht selbst eine Wissenschaft sein! Und dann können wir uns rasch entscheiden: sie kommt für uns nicht weiter in Betracht, da wir unter der Philosophie eine Wissenschaft verstehen wollen, und demgemäß in ihre Definition kein Merkmal aufnehmen dürfen, was dieser Absicht widerspricht.

Aber man mißverstehe uns nicht! Wir meinen allerdings, die Aufgabe, die Ergebnisse der Wissenschaft zu gunsten des Gemüts abzuändern, darf dem denkenden Menschen überhaupt nicht zugemutet werden, und wir haben eben erklärt, daß wir unter der Philosophie nur eine Wissenschaft verstehen wollen, — darin liegt aber keineswegs, daß es nicht ein geistiges Unternehmen geben könnte und ein wertvolles dazu, das an die wissenschaftliche Philosophie irgendwie anknüpft und sich doch an das Gemüt wendet. Auch die Philosophie wird wie jede Wissenschaft und vielleicht mehr als jede andere über Erkenntnisse verfügen, die man grade nach ihrer Wirkung auf

das Gemüt als „erhaben“, „erhebend“ bezeichnen darf, und als geschichtliche Tatsache kann sie in dem ihr üblicherweise zugewiesenen Bereich auf Entdecker und Bekenner dieser Erkenntnisse hinweisen, wie sie selbst der sich unmittelbarer an das Gemüt wendenden, es heftiger erregenden Religion zum Stolz gereichen müßten.

Es kann also unmöglich abgeleugnet werden, daß die Philosophie neben ihrer wissenschaftlichen auch noch eine vielleicht ebenso große Bedeutung für das Gemüt haben könne, daß, wie sich Riehl in seiner Schrift „Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart“ ausdrückt, neben der Philosophie als Wissenschaft noch eine andere Philosophie als Kunst der Geistesführung stehe, in der vor allem die Persönlichkeit des Philosophen, seine Gesinnung, die Größe des Charakters, das Vorzügliche seiner Natur zur Geltung komme. Dann muß man aber, und darin unterscheidet sich diese Riehlsche Aufstellung sehr vorteilhaft von den oben besprochenen Versöhnungsdefinitionen, deutlich und klar zum Ausdruck bringen, daß diese Philosophie als Kunst, diese höhere Pädagogik, wie man sie etwa nennen könnte, eben etwas anderes ist, nicht unter denselben Begriff fällt wie die Philosophie als Wissenschaft.

Wir könnten nun bei der Erklärung stehen bleiben, daß wir uns hier nur mit dem Begriff der Philosophie als Wissenschaft befassen, und demgemäß die Möglichkeit des Begriffs einer anderen Philosophie auf sich beruhen lassen. Aber da wir diese andere Philosophie eben ausdrücklich anerkannt haben, und die so anerkannte Doppelseitigkeit der Philosophie doch immer etwas Mißliches an sich hat, und zu weiterer Erklärung auffordert, so wollen wir einen durch unsere Ausführungen nahe gelegten Versuch zu einer solchen machen.

Zunächst scheiden wir von der „anderen Philosophie“ alles ab, was nicht nur nicht Wissenschaft ist, sondern auch mit der Philosophie in keinem näheren Zusammenhange steht, da es eben so sehr, oder in noch höherem Grade Sache des Dichters, des Propheten, des Religionsstifters ist, alles, was in Nietzsches Sinne etwa als Schaffung neuer (Lebens-) Werte zu bezeichnen wäre. In welchem Verhältnis steht die dann übrig bleibende Philosophie als Kunst nun zur Philosophie als Wissenschaft?

Sie kann, das sahen wir, nicht in irgend einer Weise die wissenschaftliche Philosophie in ihrem eigensten Bestande, ihren Erkenntnissen, abändern. Die wissenschaftliche Philosophie ist also nicht abhängig von ihr; so liegt es nahe, umgekehrt anzunehmen, daß jene, die Philosophie als Kunst, abhängig ist von dieser, der Philosophie als Wissenschaft. Und diese Annahme bestätigt sich bei genauerem Zusehen. Die andere Philosophie würde die Aufgabe haben, den Erscheinungen und Erkenntnissen der wissenschaftlichen Philosophie zur höchstmöglichen Einwirkung zu verhelfen auf den Menschen, im Sinne eines bestimmten sittlichen Zweckes etwa, genau wie solche Aufgabe und solche Möglichkeit auch für die anderen Wissenschaften, wenn auch wohl in geringerem Maße, besteht; eine Anwendung also, eine Ausnutzung der wissenschaftlichen Philosophie zu einem bestimmten Zwecke wäre sie, kurz das, was man eine Technik nennt.

Wir stoßen hier also auf das allgemeinere Problem, inwiefern eine Wissenschaft, ein Unternehmen überhaupt, als Technik charakterisiert werden kann. Nehmen wir gleich ein bestimmtes Beispiel: Die Eisenhüttenkunde ist eine Technik, eine Anleitung, aus gegebenen Stoffen Eisen von bestimmten Eigenschaften herzustellen. Man nennt die Eisenhüttenkunde wohl auch eine Wissenschaft. Welches sind dann die dieser Wissenschaft eigentümlichen Erkenntnisse? Die Antwort auf diese Frage, die zugleich unser ganzes Problem entscheidet, kann nun wohl nicht anders lauten als: „Keine!“ Denn die Erkenntnisse, die in der Eisenhüttenkunde vorgetragen werden, betreffen einmal die zu verhüttenden Eisenerze und die Reduktionsmittel, andererseits die Werkzeuge, die Maschinen, wie Koks- und Hohöfen, Puddelöfen und Bessemerbirnen u. s. w., sie gehören also entweder zu den chemischen oder zu den physikalischen Erkenntnissen. Mit anderen Worten, die Eisenhüttenkunde und mit ihr jede Technik sind gar keine besonderen Wissenschaften, sondern Komplexe von Stücken eigentlicher Wissenschaften, die nur durch einen bestimmten praktischen Zweck zusammengehalten werden.

Es soll nun nicht behauptet werden, daß jene Philosophie als Kunst einer Technik wie der Eisenhüttenkunde in allen Stücken vergleichbar sei; dass entscheidende ist, daß sie eben-

falls ihre Aufgabe nur erfüllen kann, soweit die Philosophie als Wissenschaft ihr etwas tatsächliches liefert. Mag sie selbst dann noch etwas anderes sein als eine Wissenschaft, sie wird bedingt durch die wissenschaftliche Philosophie, auch ihre begriffliche Bestimmung hängt von dem Begriffe der wissenschaftlichen Philosophie ab. Und das gilt dann allgemein von jedem Versuche, die Philosophie als eine Technik zu definieren, durch einen besonderen Zweck zu bestimmen: ein Zweck kann nur erreicht werden, sofern man die Mittel kennt, die zu ihm führen, und diese Mittel zu erkennen kann nie Aufgabe eines zwecksetzenden, sondern nur eines untersuchenden Unternehmens, einer Wissenschaft sein. Jede technische Bestimmung der Philosophie ist daher etwas abgeleitetes, setzt eine andersartige, etwa als rein theoretisch zu bezeichnende Bestimmung voraus.

Vielleicht aber wird man gegen diese Schlusfolgerung eine Einwendung machen. Prinzipiell, wird man sagen, gehören allerdings alle Erkenntnisse einer Technik zugleich einer eigentlichen Wissenschaft an, aber praktisch genommen steht's doch anders. In der Maschinenkunde z. B., die als eine zur Physik gehörige Technik zu bezeichnen ist, werden viele Erkenntnisse vorgetragen, die man in der Physik nie und nirgends erwähnt, und manches auf Maschinen bezügliche ist wohl in der Eisenhüttenkunde, aber nicht in der Maschinenkunde selbst zu finden. Der Zweck bedingt also in diesen Techniken eine Reihe von Erkenntnissen, die in den andern Wissenschaften nicht erörtert werden, und diese Techniken darum zu wirklichen Wissenschaften mit besonderen Erkenntnissen stempeln. Dann sei aber vor allem zu beachten, daß doch auch die anderen „eigentlichen“ Wissenschaften durch einen bestimmten Zweck bedingt werden: die Wissenschaft ist auch nur ein Mittel im Kampfe ums Dasein; der Zweck also ist das entscheidende für die Bestimmung einer jeden Wissenschaft, die Technik ist selbst Wissenschaft, die technische Bestimmung der Philosophie nichts abgeleitetes!

Der erste dieser Gedanken beweist nun, wie man wohl zugestehn wird, für sich genommen nichts; denn die Erkenntnisse, die sich z. B. in der Eisenhüttenkunde über das in Physik und Chemie gelehrt hinaus vorfinden, betreffen erstens nur Anwendungen der Erkenntnisse dieser Wissenschaften und zweitens wird

garnicht geleugnet, daß sie prinzipiell, d. h. doch wohl wissenschaftlich betrachtet, in diese eigentlichen Wissenschaften hineingehören.

Der zweite Gedanke aber beruht auf einer unserer praktischen Zeit freilich sehr gelegenen Begriffsverwechslung. Der Zweck, den die Wissenschaft überhaupt hat als Mittel im Kampfe ums Dasein, ist nicht einfach in eins zu setzen mit den Einzelzwecken, wie sie in den Zielen der Technik gegeben sind. Er ist umfassender, und nichts wäre verderblicher, sogar für die Erfüllung dieser Einzelzwecke, als wenn man sie zum einzigen Maßstabe des allgemeinen Zweckes der Wissenschaft nehmen wollte. Die wichtigsten Entdeckungen der Wissenschaft, z. B. in der Mathematik, sind nicht gemacht worden, indem man sich einen bestimmten technischen Zweck setzte, sondern indem man den Möglichkeiten, die für die Ausbreitung der mathematischen Erkenntnis vorlagen, unbekümmert um jeden zu erwartenden Nutzen folgte. Die mancherlei elektrischen Strahlen sind nicht von Leuten entdeckt worden, die sich die drahtlose Telegraphie oder die Durchleuchtung des menschlichen Leibes zum Zwecke gesetzt hatten, sondern von reinen Wissenschaftlern!

Es kommt natürlich vor, daß der Zweck eher erfaßt wurde als die zu ihm dienlichen Erkenntnismittel, und auf die Aufindung derselben einwirken konnte; aber im allgemeinen darf man es wohl aussprechen, daß die allmähliche Bereicherung des menschlichen Zwecksystems nicht die Ursache, sondern die Wirkung des Erkenntniszuwachses ist. Die Wissenschaft fördert die Technik, ermöglicht die fortschreitend sich steigernde Erfüllung der Kulturzwecke nicht dadurch, daß sie sich ängstlich an diese Zwecke klammert und Mittel für sie sucht, sondern dadurch, daß sie sich vom Einzelzwecke befreit und ihre Netze auswirft, wo immer sie Gelegenheit findet. Der technische Zweck und der allgemeine Zweck der Wissenschaft sind also nicht auf dieselbe Stufe zu stellen; die Wissenschaft kann und muß ihr Arbeitsgebiet zwar nicht vollkommen zwecklos, aber ohne Rücksicht auf die technischen Zwecke bestimmen. Folglich: will die Philosophie eine besondere Wissenschaft sein, so darf sie sich nicht als Technik bestimmen. Sie muß reine Theorie sein, der dann als Anwendung natürlich auch eine Technik an die Seite gestellt werden kann.

IV.

Die Philosophie als Wissenschaft von besonderen Gegenständen.

So werden wir durch alle Überlegungen zu der dritten Gruppe von Definitionen hingewiesen: die Philosophie kann zweckmäßigerweise nur als Wissenschaft von bestimmten Gegenständen gefaßt werden. Aber von welchen Gegenständen?

Die einfachste Antwort, die auf diese Frage gegeben worden ist, lautet: von allen Gegenständen, d. h. Philosophie ist genau dasselbe wie Wissenschaft. Und diese Auffassung ist sehr verbreitet. Man schreibt sie mehr oder weniger dem ganzen Altertume zu, und in der Tat kann man bei den wichtigsten Vertretern der antiken Philosophie, bei Platon und Aristoteles, auch ausdrückliche Angaben finden, welche in diesem Sinne gehalten sind; durch das Mittelalter hindurch hat sie sich dann bis in die neueste Zeit fortgesetzt: bei den in solchen Dingen sehr konservativen Engländern wird heute noch die Naturwissenschaft als „natural philosophy“ bezeichnet, woraus hervorgeht, daß ihnen „philosophy“ ungefähr so viel ist wie Wissenschaft.

Auch sonst aber wird grade in den letzten Jahrzehnten, freilich mit etwas andrer Tendenz, die Behauptung vertreten, die Philosophie sei gar keine besondere Wissenschaft, sondern nur ein besonderer Name für die Gesamtheit der Wissenschaften — die besondere Tendenz liegt darin, daß der Name „Philosophie“ einen besonderen, nämlich den primitiven Zustand der Gesamtwissenschaft bezeichnen soll, während für den entwickelteren der Name „Wissenschaft“ einzutreten hat.

Man denkt sich die Sache so. Ursprünglich war nicht nur die Summe der menschlichen Erkenntnisse sehr gering, sondern auch wenig Klarheit vorhanden über ihre Eigenart; somit konnten sie alle leicht von einem einzelnen Menschen beherrscht werden, und auch ihrer Zusammenordnung zu einem Erkenntnisganzen, eben der Philosophie, boten sich keine erheblichen Schwierigkeiten, friedlich standen die verschiedenartigsten Dinge neben einander. Mit der Zeit aber erweiterte sich der Kreis der Erkenntnisse immer mehr, und keine Grenze für diese Erweiterung ist noch abzusehen; der Polyhistoren wurden immer weniger, und schließlich starben sie ganz aus. Mit dieser praktischen Trennung der Wissenschaften aber ging Hand in Hand die theoretische; immer deutlicher traten die gewaltigen Unterschiede hervor, immer klarer wurde sich die Einzelwissenschaft ihres besonderen Zieles, ihrer besonderen Mittel bewußt. Die Ausbildung und Abschließung der Einzelwissenschaften aber vollzog sich nicht für alle gleichzeitig, sondern für die einen früher, für die anderen später. So kam es, daß gegenüber der Einzelwissenschaft, die sich kraft ihrer exakten Problemstellung und Methode selbständig machte, stets noch ein verschwommener Rest, ein Gedankenkomplex zurückblieb, der dann die jedesmalige Philosophie der betreffenden Zeit darstellte. Die Philosophie enthielt die Keime zu allen unsern jetzigen Wissenschaften, aber, nachdem erst die Mathematik, dann die Physik, die Chemie, die Physiologie, endlich auch die Psychologie und was sonst noch an Wissenschaften vorhanden, aus ihr ausschieden, ist sie nunmehr auf das Nichts zusammengeshrumpft; jedenfalls, was von wissenschaftlichen Werten in ihr lag, gehört jetzt den Einzelwissenschaften, nicht mehr der Philosophie an: der Rest besteht jetzt nur noch aus unwissenschaftlichen Gedanken! Mit anderen Worten: die Philosophie hat ihre allerdings sehr wichtige Rolle ausgespielt, oder wird sie binnen kurzem ausgespielt haben; die Wissenschaft ist voll und ganz an ihre Stelle getreten. Will man aber den altherwürdigen Namen noch bewahren, so wird man nunmehr wieder Philosophie und Wissenschaft in eins setzen, oder der Philosophie die Aufgabe stellen, die eben angestellten Überlegungen über das Verhältnis der Einzelwissenschaften zur Gesamtwissenschaft und zu einander weiter auszubauen,

überhaupt das System der Wissenschaften aufzustellen, so sich den alten Titel einer Königin der Wissenschaften wahrend, freilich, wie man hinzusetzen muß, im Wesentlichen nur den Titel — die wirklichen Rechte hat die moderne Herrscherin an ihre Untertanen abgetreten.

Von dieser letzteren Wendung des Gedankens, welche der Philosophie eine Stelle über den Einzelwissenschaften zu wahren versucht, werden wir weiter unten handeln. So bleibt als Kern ein Stück Geschichtsphilosophie zurück, das, wie uns scheint, das Schicksal wohl aller bisher aufgestellten Geschichtsphilosophien teilt, daß es die geschichtlichen Tatsachen mehr oder minder vergewaltigt. Es sei nur darauf hingewiesen, was freilich in diesem Zusammenhange kaum erwähnt zu werden pflegt, daß zur Zeit derjenigen Philosophen, die zuerst mit deutlichem Bewußtsein die Philosophie mit der Wissenschaft gleichgesetzt haben oder haben sollen, zur Zeit des Platon und des Aristoteles, ja schon vor ihnen, eine vollständig ausgebildete Wissenschaft bestand, die nie zur Philosophie gerechnet worden ist, nämlich die Geschichte. Wir hatten schon oben Gelegenheit genommen, den wissenschaftlichen Charakter der Geschichte zu betonen; hier aber sind wir in der angenehmen Lage, auf ein besonderes historisches Werk eben jener Zeit, die außer den philosophischen keine anderen Wissenschaften gekannt haben soll, hinweisen zu können, dessen strenge Wissenschaftlichkeit über jeden Zweifel erhaben ist: es ist des Thukydides Peloponnesischer Krieg. Dies eine Werk reicht hin, um das Märchen von der Philosophie, aus der sich alle Wissenschaften entwickelt haben sollen, eben als Märchen zu kennzeichnen! So ist es nicht nötig, noch weitere Überlegungen darüber anzustellen, ob denn auch die Mathematik jemals wirklich einen Bestandteil der Philosophie ausgemacht habe: uns will scheinen, daß ihre Keime ganz wo anders als in der Philosophie gelegen haben.

Also wir haben durchaus kein Recht, Philosophie und Wissenschaft als ursprünglich ein und dasselbe zu betrachten; und wie steht es in der Gegenwart? Man sagt, im Englischen sei „philosophy“ ungefähr so viel wie Wissenschaft, aber in einem sehr großen Teile des englischen Sprachgebietes, in

Amerika, kann man bemerken, wie dieser Gebrauch des Wortes „philosophy“ immer mehr zurücktritt, und dagegen ein anderer, der unserm deutschen folgt, sich immer weiter ausbreitet — unter dem deutschen meinen wir hier zunächst den im Eingange als „umfänglich“ bezeichneten.

Die Tatsachen der wissenschaftlichen Entwicklung, der wirkliche Sprachgebrauch, sprechen also gar nicht in dem vorgegebenen Maße für die Ineinssetzung von Philosophie und Wissenschaft; so tritt sofort die einfache praktische Überlegung ein: da wir den schönen Namen Wissenschaft, Gesamtsystem der Wissenschaften besitzen, wozu das Wort Philosophie seiner sonstigen Bedeutung berauben, und es zu einem zweiten Namen für einen schon bezeichneten Begriff umarbeiten? Offenbar, läßt sich diese sonstige Bedeutung als eine brauchbare nachweisen, so wird man vernünftigerweise an ihr festzuhalten haben.

Eine solche sonstige Bedeutung wäre nun in dem erwähnten Begriff des Restes, des noch nicht zu exakten Einzelwissenschaften ausgestalteten Gesamtkomplexes der menschlichen Gedanken gegeben. Sehen wir von der Frage ab, inwieweit dieser Begriff selbst nach den obigen Erörterungen noch als ein exakter gelten darf, so stehen ihm doch zwei nicht zu beseitigende Bedenken entgegen. Erstens wird ja von den Vertretern jener Entwicklungskonstruktion selbst zugestanden, daß der Rest im Laufe der Zeiten immer kleiner wurde und heute wissenschaftlich kaum noch ernst zu nehmen ist. Zweitens aber, denken wir uns seinen Umfang und seine Bedeutung so groß als möglich, nehmen wir an, daß er immer noch in dem Zustande sei, in dem er am stärksten eine wissenschaftliche Bearbeitung herausfordern müßte, daß er also immer noch die Keime zu allen möglichen Wissenschaften, nur durch die Eigenschaft der Unentwickeltheit, der Unklarheit zusammengehalten, darböte, — kann man wirklich glauben, daß der zweckmäßigste Weg, diese Keime zur Entwicklung zu bringen, in der Überantwortung des ganzen Komplexes an eine einzige Wissenschaft, an einen Wissenschaftler zu suchen sei? Die Frage aufwerfen, heißt sie verneinen: mag jeder Einzelwissenschaftler sich aus dem seit Jahrhunderten aufgespeicherten, noch nicht wissenschaftlich verarbeiteten Gedankenmaterial das herauslesen, was er mit seinen besonderen

Kenntnissen fruchtbar zu machen weiß, mag ein erfinderisches Genie aus ihm selbst eine ganz neue Wissenschaft heraus entwickeln — diese Möglichkeiten alle einer Hand anvertrauen, würde heißen, sie zu Unmöglichkeiten zu machen.

Eine rein äußerliche Bezeichnung für eine Summe von Versuchen, die unter sich so verschieden wären, wie die zu entwickelnden Einzelwissenschaften selbst, würde das Wort Philosophie abgeben. Sollte man nichts besseres mit ihm tun können?

Wenn die Philosophie nicht einfach gleich der Summe der einzelnen Wissenschaften oder dem Reste dieser Summe sein soll, so muß sie entweder etwas diesen Einzelwissenschaften gegenüberstehendes, die allgemeine oder Prinzipienwissenschaft, wie man sich ausdrückt, oder selbst eine Einzelwissenschaft sein.

Auf die erstere Möglichkeit haben wir schon mehrfach hingedeutet; sie wäre sogar, wenn man der Stimmenmehrheit folgen wollte, mehr als eine Möglichkeit, sie wäre Wirklichkeit! Sehen wir uns diese Möglichkeit daher etwas näher an! Entsprechend der Tatsache, daß das menschliche Denken sowohl vom allgemeinen aus wie zu ihm hingehet, zeigt die allgemeine oder Prinzipienwissenschaft zwei zum Teil recht verschiedene Gesichter; sie ist entweder als Abschluß der Einzelwissenschaften oder als Grundlage derselben, als eigentliche Prinzipienwissenschaft gemeint.

Der Abschluß könnte weiter rein äußerlich gedacht werden als eine Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse der Einzelwissenschaften zu dem, was man eine Weltanschauung nennt — eine Zusammenfassung aller Erkenntnisse ist ja nach dem obigen allgemein als unmöglich anerkannt. Wäre nun diese Zusammenfassung nichts als eine Zusammenfassung, so wäre sie gewiß eine in manchem Betracht sehr nützliche Sache, aber natürlich keine besondere Wissenschaft, sie würde ja nur wiedergeben, was andere Wissenschaften erarbeitet haben.

Die Meinung geht aber wohl allgemein dahin, daß zum Gestalten einer Weltanschauung mehr gehört als bloßes Wiederholen einzelwissenschaftlicher Sätze: man wird diese zu ergänzen haben oder sonst wie zu bearbeiten, um aus dem

Stückwerk der Wissenschaft ein harmonisches Ganze zu gestalten.

Die Entscheidung über diesen Gedanken ist nun einfach genug. Entweder nämlich ist die Ergänzung oder Bearbeitung eine wissenschaftliche, dann ist sie nur für den Einzelwissenschaftler möglich, und bedeutet eine Ergänzung schon vorhandener oder die Schaffung einer neuen Einzelwissenschaft. Denn wer anders z. B. als der Mathematiker könnte über die wissenschaftliche Ergänzung einer mathematischen Erkenntnis ein Urteil abgeben? Ist aber die Ergänzung als nichtwissenschaftliche gemeint, so kommt sie für uns nicht weiter in Betracht. Eine unwissenschaftliche Weltanschauung ist überhaupt nicht Sache der Wissenschaft, eine wissenschaftliche Weltanschauung zu liefern nicht Sache einer bestimmten Wissenschaft, sondern Sache aller zusammen genommen.

Diesen einfachen Schlüssen vermag man sich denn wohl auch nicht zu entziehen; man sieht ein, daß ein Abschluß der Wissenschaft durch Ergänzung ihrer Ergebnisse untunlich ist, so meint man, der Abschluß müsse gesucht werden in der Untersuchung und Klarstellung ihrer Methoden, ihrer Prinzipien überhaupt.

Damit sind wir also zum Begriff der Philosophie als der eigentlichen Prinzipienwissenschaft gelangt. Die Untersuchung der Methoden und Prinzipien kann aber in doppelter Weise vorgenommen werden; erstens rein empirisch, indem man zusieht, wie die einzelnen Wissenschaften tatsächlich verfahren, zweitens aber, und das ist wohl die häufigere Meinung, mehr apriorisch indem man durch bloßes Nachdenken, durch Begriffsanalyse und ähnliches mehr zu den Prinzipien vorzudringen sucht, die geeignet sind, wirkliche Grundlagen der Wissenschaft abzugeben.

Auf diese doppelte Möglichkeit muß nun bei der Entscheidung über die Tauglichkeit des Begriffs der Prinzipienwissenschaft geachtet werden. Denn unter Prinzipien der Wissenschaft werden nicht nur Prinzipien, allgemeinste Bestimmungen des wissenschaftlichen Denkens, der Methode, sondern auch die allgemeinsten Erkenntnisse der Wissenschaften selbst, Prinzipien des Seins, wie man wohl sagt, verstanden. Diese allgemeinsten Erkenntnisse der Wissenschaften haben wir oben

einfach — wir denken an das im zweiten Abschnitt über das Energiegesetz etwa gesagte — als Eigentum dieser Wissenschaften betrachtet; aber vielleicht ist die Ansicht doch nicht so ganz grundlos, daß diese und ähnliche Sätze zu allgemein sind, um rein induktiv bewiesen zu werden, vielleicht sind sie doch in gewissem Sinne apriorisch und ihre Untersuchung darum mit der Untersuchung der eigentlichen Denkprinzipien zu verbinden? In der Tat, lägen die Dinge so, dann hätten wir eine wirklich allgemeine den Einzelwissenschaften gegenüberstehende Prinzipienwissenschaft, und was möchte man lieber tun, als ihr den Namen „Philosophie“ geben?

Aber das ist eben eine Frage, ob es tatsächlich „materiale“ apriorische Prinzipien gibt! Wir stehen also vor eben der Schwierigkeit, die uns schon im Anfang unserer Überlegungen aufstieß. Und wir müssen auch dieselbe Antwort geben! Ist der Apriorismus eine noch unentschiedene Frage, und will man eine zweite Frage nicht mit ebenderselben Unentschiedenheit behaften, sondern so entscheiden, daß eine allgemeine Anerkennung möglich ist, so darf diese Entscheidung der zweiten Frage nicht von der der ersten abhängig gemacht werden: die Bestimmung des Wesens der Philosophie darf nicht auf die Frage des Apriorismus zugeschnitten werden. Selbstverständlich natürlich, sollte einmal diese Frage allgemein befriedigend gelöst sein, oder hat sich ein Forscher, oder ein Kreis von solchen schon jetzt eine bestimmte Ansicht hierüber gebildet, so kann nichts hindern, den Begriff der Philosophie dieser Ansicht entsprechend zu gestalten.

Es sei hier gestattet, unserer Auffassung, die wir oben des öfteren berührt, die aber nur in einer allgemeinen Logik ausgiebig begründet werden kann, noch einmal Ausdruck zu geben: daß der Energiesatz und überhaupt alle „materialen“, die allgemeinsten wie die besondersten Erkenntnisse der Naturwissenschaft, rein empirischer Natur sind, und daß ihre Untersuchung, so wichtig sie auch für manche Fragen der Wissenschaft vom Denken, der Logik, ist, doch nur ein Grenzgebiet dieser Wissenschaft bilden kann.

Wir können uns dann also einfach so entscheiden: ist die Frage des Apriorismus noch als unentschieden zu betrachten, so kommt sie hier nicht weiter in Betracht; schließt man sich aber unserer

Meinung an, so ergibt sich, daß die eigentliche Untersuchung der so genannten Prinzipien des Seins den Naturwissenschaften angehört.

Die Philosophie als Prinzipienwissenschaft kann bei dieser Sachlage für jetzt und voraussichtlich auch für die Zukunft also nur als Wissenschaft von den Prinzipien des Denkverfahrens betrachtet werden, d. h. als Logik.

Damit aber wäre sie wieder zu einem zweiten Namen einer schon deutlich bezeichneten Wissenschaft gemacht, und, vor allem, wir haben ja im Beginne unserer Überlegungen es als wünschenswert bezeichnet, die so übliche Zusammenordnung von Logik, Psychologie, Ethik u. s. f. unter dem Namen der Philosophie zu wahren — und zu erklären. Bisher war es nicht nötig, prinzipiell an dies unser Ziel zu erinnern. Die besprochenen Definitionen erwiesen sich schon in sich als zu mangelhaft. Die Behauptung aber, die Philosophie könne nichts anderes sein als Logik, als die Wissenschaft vom Denken, die Wissenschaft von der Wissenschaft, hat sich so natürlich eben aus der Zurückweisung der übrigen Definitionen ergeben, daß wir nunmehr unmittelbar vor die Frage gestellt werden: hat denn der einheitliche Betrieb von Logik, Psychologie, Ethik usw. unter dem Titel Philosophie wirklich wissenschaftlichen Sinn? Anders ausgedrückt: wenn die Philosophie Wissenschaft von bestimmten Gegenständen sein muß, aber nicht allgemeine, nicht Prinzipienwissenschaft sein soll, weil sie tatsächlich mehr ist als Logik, von welchen Gegenständen handelt sie dann? Gibt es eine gut charakterisierbare Klasse von Gegenständen, auf die sich Logik, Psychologie, Ethik usw. gemeinsam richten?

Die Antwort auf diese Frage scheint einfach und doch zögert man sie zu geben: all diese einzelnen Wissenschaften handeln von geistigen Dingen, die Philosophie ist also Geisteswissenschaft! Gegenstand der Logik sind die Gedanken, Gegenstand der Ethik die sittlichen Entscheidungen, Gegenstand der Ästhetik die Empfindungen des Schönen; die Psychologie sucht die Gesetze der Bewußtseinsvorgänge zu ermitteln, die Pädagogik macht davon Anwendung, um zu einem bestimmten logischen, ethischen, ästhetischen Verhalten anzuweisen, sie ist eine zu den vorgenannten Wissenschaften gehörige Technik; die Völker- oder Massenpsychologie mit ihren

Unterabteilungen der Sprachpsychologie, der Religionspsychologie usw. stellt eine Erweiterung der gewöhnlichen, der Einzelpsychologie dar, sie untersucht die geistigen Gebilde, die sich aus dem Zusammenwirken der Menschen ergeben: kurz, alle die genannten und ähnliche sonst noch heute unter uns als Philosophie bezeichnete Wissenschaften haben es mit geistigen Vorgängen und Inhalten zu tun.

Aber nicht nur für die Gegenwart und für Deutschland gilt dieser Satz. Wir haben ja gesehen, wie verschiedene Auffassungen der Philosophie vorhanden sind, wie verschieden zu allen Zeiten der Umfang dessen gewesen ist, was unter diesem Titel getrieben wurde, so können wir nicht erwarten, daß die Philosophie immer genau dasselbe gewesen sein sollte was sie heute bei uns ist, Geisteswissenschaft; aber wir glauben, wenn es irgend einen Inhalt gibt, der mehr als jeder andere in allen Erscheinungen der Philosophie wiederkehrt, der mehr als jeder andere darauf Anspruch hätte, für den „wesentlichen“ Inhalt der Philosophie erklärt zu werden, so ist es die Theorie des geistigen Lebens.

Ein vollständiger Beweis dieser Ansicht könnte natürlich nur durch eine ausführliche Geschichte der Philosophie erbracht werden; so begnügen wir uns, auf eine Tatsache hinzuweisen, die wohl allgemein als eine für die Entwicklung des „Philosophie“ genannten entscheidende betrachtet wird. Sokrates, heißt es, hat die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabgerufen. In der Tat, in bewußtem Gegensatz zu den ersten griechischen Philosophen, den Physiologen, wie sie Aristoteles nennt, und in Übereinstimmung mit der auch in der Sophistik zum Ausdruck kommenden Richtung der philosophischen Spekulation auf das Subjektive, hat Sokrates die Philosophie auf den Menschen selbst, und zwar auf das geistige in ihm, als ihren würdigsten Gegenstand verwiesen; und sokratisch ist der Grundzug, die Grundlage des Platonischen Systems, desjenigen, das von allen wohl die mächtigsten Einwirkungen auf die weitere Entwicklung der Philosophie selbst wie der Kultur überhaupt ausgeübt hat! Lassen wir uns nicht dadurch beirren, daß Platons umfassender Geist weit über den Bereich der eigentlichen Geisteswissenschaft hinausgriff, daß er selbst noch die Wissenschaften als ein Ganzes, eben als die Philo-

sophie, ansah, es sind nicht seine mathematischen und astronomischen Gedanken, sondern seine logischen (erkenntnistheoretischen) und ethischen Aufstellungen — in geringerem Maße auch die ästhetischen —, die das Schicksal der Philosophie auf Jahrhunderte, ja Jahrtausende hinaus bestimmt haben.

Die Fassung der Philosophie als Geisteswissenschaft würde also mit den Tatsachen der philosophischen Entwicklung wie ihres gegenwärtigen Betriebes in ein gutes Einvernehmen zu setzen sein; erfüllt sie aber sonst die Bedingungen, die an eine wissenschaftliche Definition zu stellen sind? Das müssen wir jetzt fragen! Wenn sie so naheliegend, so einfach ist, warum wird sie dann nicht sofort allgemein angenommen?

Man möchte da fast auf den Gedanken kommen, daß sie zu einfach ist, um in unserer oft nach komplizierten und seltsamen Dingen suchenden Zeit besondere Beachtung zu finden.

Aber es gibt auch wirklich ernst zu nehmende Bedenken, die gegen unsere Bestimmung geltend gemacht werden. Zunächst ist sie noch gar keine genaue Definition, sie ist zu weit, da ja auch die Geschichte eine Geisteswissenschaft ist, die doch von der Philosophie ausgeschlossen werden soll. Und gerade nach dem früher über das Wesen der Geschichte gesagten ist es kaum möglich, ein scharfes Unterscheidungsmerkmal beider Wissenschaften zu finden: die Geschichte ist ja nicht einfach Beschreibung von Einzeltatsachen, sondern zugleich auch Gesetzeswissenschaft, sodaß die Philosophie auch als Gesetzeswissenschaft vom Geistesleben nicht vollkommen genau definiert wäre. Aber gibt es denn überhaupt eine Wissenschaft, die durch ihre Definition so genau charakterisiert würde, daß eine haarscharfe Scheidung von jeder anderen möglich wäre, gehn nicht die Wissenschaften alle durch „Grenzgebiete“ in einander über, und müssen ihre Definitionen darum nicht immer a priori genommen werden? Wie die Dinge liegen, ist das gesetzeswissenschaftliche in der (eigentlichen) Geschichte das weniger hervorstechende, die Beschreibung des einzelnen überwiegt beträchtlich, und setzen wir an Stelle des Wortes „gesetzeswissenschaftlich“ das den Gegensatz zum Verfahren der Geschichte vielleicht besser zum Ausdruck bringende „system-

matisch“, so wird man gegen die Bestimmung der Philosophie als der systematischen Geisteswissenschaft in dieser Hinsicht wohl nichts mehr einwenden dürfen. Und wenn dann die Geschichte und die Philosophie in eine sehr enge Verbindung gebracht werden, so möchten wir darin nicht einen Nachteil erblicken; denn beide Wissenschaften sind einander nahe verwandt, und viel mehr auf einander angewiesen, als wohl gemeinhin zugegeben wird. Glaubt man wirklich eine brauchbare Ethik oder Aesthetik ohne gründliche historische Kenntnisse schaffen zu können? Und haben wir nicht Wissenschaften wie die Sprachwissenschaft z. B., die eben so sehr zu den historischen wie zu den philosophischen Wissenschaften gezählt werden muß, und eben der Vereinigung beider Richtungen ihre Erfolge verdankt?

Weit wichtiger als dies erste Bedenken ist das zweite, das darum auch viel stärker betont wird, die Frage, wie man denn die Philosophie als (systematische) Geisteswissenschaft von der Psychologie abgrenzen will. Die Psychologie ist ja ebenfalls Gesetzeswissenschaft vom geistigen, vom psychischen; oder ist etwa das geistige und das psychische nicht dasselbe? und die Psychologie Gesetzeswissenschaft vom psychischen, die Philosophie aber Gesetzeswissenschaft vom geistigen? Das scheint in der Tat so; denn mehr oder weniger allgemein wird anerkannt, daß es ein unbewusstes geistiges gibt, etwas also, das vom psychischen, als dem bewußten, verschieden sein muß. Aber dieser scheinbare Ausweg führt uns nicht wirklich aus der Schwierigkeit heraus; denn ganz abgesehen von den Streitigkeiten, die den Begriff des unbewußten geistigen betreffen, warum soll nur die Philosophie und nicht auch die Psychologie sich um das unbewußte geistige kümmern? Und sie tut es ja — in der rein introspektiven Psychologie so gut wie in der physiologischen.

Wir meinen aber, Psychologie und Philosophie lassen sich doch auseinander halten auf einem sehr einfachen Wege: die Psychologie ist die Wissenschaft von den Gesetzen des geistigen Geschehens, wie es in sich ist, die Philosophie aber ganz allgemein von den Gesetzen des Geistigen, ohne jenen Zusatz „wie es in sich ist“. Wir müssen diesen Unterschied erläutern.

Die Philosophie hat immer, besonders aber seit dem Emporblühen der modernen Psychologie das Bedürfnis empfunden, diese neue Wissenschaft mit ihrem alten Bestande, also der Logik und Ethik vor allem, in ein klares Verhältnis zu bringen. Der Behauptung, daß die Philosophie in der Psychologie aufzugehn habe, wird die andre entgegengesetzt, die Logik, Ethik und auch die Ästhetik hätten es allerdings mit denselben Dingen zu tun wie die Psychologie, aber auf eine andre Weise. Jene betrachte den Geist lediglich nach seinem Sein, diese aber nach dem Gesichtspunkte des Seinsollens, des Wertes, der Norm. So sei die Logik vor allem, aber auch die Ethik und Ästhetik, normative Wissenschaft; sie untersuchen nicht, wie die Gedanken und Gefühle des Menschen überhaupt beschaffen sind, sondern wie sie sein müssen, um mit den Prädikaten „wahr“, „gut“, „schön“ ausgezeichnet werden zu können.

Ist mit dieser Charakterisierung der Logik, Ethik, Ästhetik als normativer Wissenschaften aber wirklich schon das Ziel erreicht, diese Wissenschaften von der Psychologie abzutrennen? Der Vertreter der rein psychologischen Philosophie wird sagen, der Begriff der Norm sei gewiß für diese Wissenschaften wichtig, aber er bedinge nichts weiter, als daß sie dadurch zu Ausschnitten aus der Psychologie gemacht würden. Die Logik untersuche eben nicht alle Gedanken, und nicht nach allen Richtungen, sondern nur die wahren oder inbezug auf die Wahrheit, und entsprechendes gelte für die Ethik und die Ästhetik. Und sieht man dann die Ausführungen der Gegenpartei näher an, wie sie sich bemühen, die Normen doch wieder psychologisch zu fassen, die Richtigkeit des Denkens auf ein inneres Gefühl, ein Bewußtsein der Notwendigkeit zurückzuführen, so wird man zunächst geneigt sein, den Psychologen Recht zu geben.

Aber haben sie wirklich recht, ist Philosophie und Psychologie dasselbe? Die Entscheidung hängt offenbar davon ab, was über das Wesen der „Normen“ ausgemacht werden kann. Sind die Normen selbst etwas psychisches, geistiges, so ist auch die normative Wissenschaft Psychologie, sind sie etwas anderes, so ist auch die normative Philosophie etwas anderes!

Wir betrachten zunächst die logische Norm. Ein Urteil heißt wahr, wenn das, was es aussagt, sich tatsächlich so verhält, wie es ausgesagt wird. Die Wahrheit des Urteils hängt also nicht von einem inneren Gefühl der Evidenz, von einem Bewußtsein der Geltung ab, sondern von einer Tatsache, die in dem Urteilstvorgange selbst, dem psychischen oder, allgemeiner, geistigen Vorgange, nicht irgendwie enthalten ist: diese Tatsache, das gemeinte, ist dem Urteil stets transzendent! Zwei Urteile können daher inhaltlich durchaus gleich, und doch das eine wahr, das andere falsch sein, so wenn z. B. jemand am 15. Juli sagt, es sei der 15. Juli, und ein anderer am nächsten Tage dasselbe behauptet. Die Wahrheit eines Urteils läßt sich daher niemals durch psychologische Untersuchung des Urteils selbst erweisen, sondern nur durch Berücksichtigung der von dem Urteil ausgesagten Tatsache. Dann kann aber auch die Untersuchung der allgemeinen Wahrheitsbedingungen, das Geschäft der Logik, nicht von der Psychologie ausgeführt werden; die Logik ist also etwas anderes als Psychologie!

Wie aber steht's mit der ethischen Norm? und weiter mit der ästhetischen? Der Mensch nennt eine Handlung oder Gesinnung „gut“, einen Gegenstand „schön“, ganz im gleichen Sinne, wie er einem Körper eine bestimmte Farbe, ein bestimmtes Gewicht zuschreibt: wie der Körper, sagen wir ein Stein, die Eigenschaft „gelb“, „schwer“ selbst hat, gleichgiltig, ob sie wahrgenommen wird oder nicht, so ist etwas „schön“ und „gut“, gleichgiltig ob jemand das meint oder nicht meint, es ist „an sich“ „schön“ und „gut“. Und so denkt nicht nur der naive Mensch, sondern so hat auch wohl meist die wissenschaftliche Philosophie gedacht.

Der Wunsch, für das sittliche und das schöne eine „absolute“, unerschütterliche, ewige Grundlage zu finden, Gefühlsantriebe waren es, die auch den Wissenschaftler verführten, den gewaltigen Unterschied eines objektiven, vom menschlichen Geiste unabhängigen, und eines subjektiven, vom menschlichen Geiste abhängigen Inhaltes so völlig zu verkennen.

Diese Verkennung wird freilich sehr erleichtert, einmal durch naheliegende Begriffsverwechslungen und zweitens durch die in der ganzen Problementwicklung begründete Zusammenstellung der Begriffe „gut“ und „schön“ mit dem Begriff „wahr“.

Hinsichtlich dieses letzteren Begriffes muß ja nach unseren Ausführungen durchaus zugegeben werden, daß ihm dieselbe Objektivität wie den Begriffen „gelb“, „schwer“ eignet. Ist ein bestimmtes Urteil über eine bestimmte Tatsache gefällt, so kommt ihm die Eigenschaft „wahr“ (oder „falsch“) zu, gleichgiltig, ob wir es auch für wahr halten oder nicht. Und diese Objektivität ist wohl manchmal bestritten, ihr Wesen selten klar erfaßt worden, aber bewußt oder unbewußt, im Grunde wurde sie stets anerkannt. Nun ist die objektive Wahrheit zugleich eine Forderung, die wir an die Urteile stellen — nicht jedes Urteil ist wahr, es soll aber wahr sein, — und ähnlich — oder auch nicht ähnlich — wird an die Gesinnung, die Taten des Menschen die Forderung gestellt, daß sie gut sein sollen: so liegt es nahe, die Wahrheit und die Güte als Normen der geistigen Tätigkeit des Menschen auf eine Stufe zu stellen, und was von der Wahrheit gilt, daß sie objektiv ist, auch von der Güte anzunehmen.

Wenn aber zwei Dinge in einem Merkmal übereinstimmen, so folgt doch nicht, daß sie auch ein andres gemeinsam haben müßten, und wenn etwas eine Norm ist, eine Forderung die der Mensch stellt, so ist damit nicht gesagt, daß diese Norm noch etwas mehr, daß sie objektiv sei!

Der Fehler des ganzen Verfahrens liegt aber noch in etwas anderen. Man stellt nicht nur die Wahrheit und Güte als Normen zusammen, sondern fügt Ihnen als dritte auch noch die Schönheit hinzu. Was aber soll das heißen, daß die Schönheit eine Norm ist? Man fordert vom Urteil, daß es wahr, von der Gesinnung, daß sie gut sei, aber kann man von einem Dinge, das schön sein könnte, z. B. von einem Menschen fordern, daß er schön sei? Und weiter, ist das Fordern von Wahrheit und das Fordern von Güte denn überhaupt etwas gleichartiges? Sollte die Annahme solcher Gleichartigkeit nicht vielleicht auf der Verwechslung der Wahrheit mit der Wahrhaftigkeit beruhen? Offenbar, im gleichen Sinne, wie ich Güte fordere, kann ich nur Wahrhaftigkeit und zwar vom Menschen fordern; vom Urteil, wenn's gefällt ist, kann ich überhaupt nichts „fordern“.

Der Sinn des Forderns also, der die logische und die ethische Norm scheinbar verbindet, ist einfach der ethische;

d. h. aber, die durch diesen Sinn mit der ethischen verbundene ist gar keine wirklich logische Norm, und umgekehrt, halte ich mich an diese, an den Begriff der Wahrheit, nicht an den der Wahrhaftigkeit, so fällt die engere Verbindung von Logik und Ethik, genau wie die von Ethik und Ästhetik hinweg!

Man kann natürlich fortfahren, auch die Wahrheit und die Schönheit als Normen zu bezeichnen; aber dann darf der Begriff der Norm nicht nach der einen, der ethischen, allein bestimmt werden: Norm heißt dann nicht mehr „an den Menschen (aus sittlichen Gründen) zu richtende Forderung“, sondern so viel wie „aus irgend welchen Gründen erstrebenswertes Ziel“. Und dann sind auch Wahrheit, Güte, Schönheit nicht die einzigen Normen mehr, sondern es müssen diesen aus unserem Gebiete zum mindesten noch die „Bildung“ und die „beste Staats- und Gesellschaftsform“ und damit den Wissenschaften der Logik, Ethik, Ästhetik die der Pädagogik und Politik oder Soziologie beigesellt werden.

Erstrebenswerte Ziele aus irgend welchen Gründen sind aber auch noch sehr viele andere Dinge: Maschinen, Metalle, Chemikalien u. s. f. Der Begriff der Norm wird also in diesem Sinne so weit, er geht so sehr in den des technischen Zweckes über, daß man wohl zweifeln darf, ob mit ihm das Charakteristische gerade der drei wichtigsten philosophischen Wissenschaften, der Logik, Ethik und Ästhetik, getroffen ist.

Das ist das Ergebnis, wenn wir die „Normen“ lediglich in ihrem Verhältnisse zu einander betrachten: es liegt kein Grund vor, sie, weil sie Normen sind, für objektiv zu halten, die Ethik und Ästhetik mit der Logik auf eine Stufe zu stellen. Nichts anderes aber ergibt sich, wenn wir „Güte“ und „Schönheit“ mit den „objektiven“ Eigenschaften der Dinge an sich vergleichen: die Gleichsetzung beruht auch hier auf einer Begriffsverwechslung.

Sei das „Gute“ charakterisiert durch eine Reihe von Eigenschaften a, b, c — etwa Förderung des Einzelnen oder der Gesamtheit, oder was sonst immer —, so wird eine Handlung dann gut sein, wenn sie diese Eigenschaften a, b, c aufweist. Nicht anders aber ist ein Stein schwer, als weil er die durch das Wort „schwer“ bezeichneten Eigenschaften aufweist, und nicht

anders ist ein Urteil „wahr“, als weil es die durch diesen Begriff gemeinte Übereinstimmung mit dem Tatsächlichen zeigt. Und ist der Stein „schwer“ und das Urteil „wahr“, gleichgiltig, was wir darüber wissen oder im Bewußtsein haben, so ist auch die Handlung gut, nämlich a, b, c, was wir auch sonst darüber denken mögen; ihre Güte ist also etwas objektives so gut wie die Schwere oder die Wahrheit.

Eine Handlung ist in der Tat objektiv nützlich, förderlich für den Einzelnen, die Gesamtheit, oder im Gegenteil, schädlich, verderblich — denn das ist einfach eine Frage des gesetzmäßigen Zusammenhanges und der ist etwas objektives. Die Ethik als Wissenschaft vom Guten, von den Eigenschaften a, b, c, vom nützlichen, wäre also eine Wissenschaft von etwas objektivem.

Aber glaubt man denn, mit diesen Bestimmungen sei das Wesen der Ethik wirklich getroffen? Man findet allerdings die Meinung vertreten, die Aufgabe der Ethik sei, die einzelnen Handlungen, die einzelnen Fälle in Bezug auf ihre Güte — also ihre Nützlichkeit etwa — gegen einander abzuwägen, ein System des Guten aufzubauen, mit Hilfe dessen sich der Mensch in schwierigen Lagen, z. B. in Konflikten möglichst rasch und leicht zurecht finden kann. Wir halten nun eine solche Auffassung der Ethik für verfehlt: sie würde ja die sittliche Entscheidung zu einem Rechenexempel machen, sie würde zudem wenig nützen und dabei wissenschaftlich vielleicht kaum durchführbar sein. Mag sie aber immerhin einige Bedeutung haben, sie erschöpft das Wesen der Ethik auf keinen Fall, sie läßt die Grundfrage dieser Wissenschaft unberührt. Was meint man denn damit, daß man die Eigenschaften a, b, c „gut“ nennt? Ist ihnen damit nur ein beliebiger Name gegeben? Wir denken, a, b, c heißen deshalb „gut“, weil sie im beurteilenden Menschen Gemütsregungen von bestimmter Art hervorrufen: das „Gute“ wird geliebt, bewundert, das „Böse“ wird verabscheut. Und diese Gemütsregungen sind es offenbar allein, die als Grunderscheinung des „ethischen“ die Wissenschaft vom „ethischen“ zu einer philosophischen, zu einer Geisteswissenschaft machen, — von irgend welchen bloß mit dem Namen „gut“ versehenen Eigenschaften a, b, c könnte auch jede beliebige andre Wissenschaft handeln, wie etwa die Volkswirtschaftslehre, ja, festzustellen,

ob diese Eigenschaften in einem bestimmten Fall vorliegen, dürfte im allgemeinen wohl kaum als Sache der Wissenschaft bezeichnet werden, das ist einfach Sache des Alltagslebens!

Von der Tatsache bestimmter Gemütsregungen, nennen wir sie ethische Gemütsregungen, die bei der Beurteilung von Handlungen — und Gesinnungen — eines Menschen auftreten, hat also die Ethik auszugehen, nicht aber von den bloßen Eigenschaften der Handlungen. Mit anderen Worten, die Norm der Ethik, der Maßstab der sittlichen Beurteilung ist nicht in Eigenschaften von Handlungen sondern in Gemütsregungen begründet, und nur indem man diesen jene unterschiebt, wird die ethische Norm zu etwas objektivem.

Denkt man dagegen daran, daß für das ethische die Gemütsregung das entscheidende ist und fragt man in diesem Sinne nach dem Wesen des Guten, des sittlich befriedigenden, so erhält man eine Antwort, die dem Gedanken der Objektivität schnurstracks zuwiderläuft. Wir denken dabei nicht so sehr an die Nachweise selbst, daß das Gute stets nur für den Menschen gut ist, lediglich durch seine Organisation bestimmt wird, als vielmehr an die einfache Tatsache, daß das als „Gut“ bezeichnete und empfundene eine so außerordentliche Mannigfaltigkeit zeigt. Lassen wir die genauere Bestimmung des sittlichen ganz dahingestellt, nehmen wir irgend eine Handlung, die als Gegenstand ethischer Beurteilung anerkannt ist, etwa die Aussetzung, Tötung von Kindern, so finden wir hier eine räumliche und zeitliche Verschiedenheit der Beurteilung, wie sie größer nicht gedacht werden kann: was dem einen Volke als sittlich erlaubt, ja geboten gilt, ist dem andern ein abscheuliches Verbrechen!

Wie anders steht es da mit der Wahrheit! Denken wir an den obigen Satz: Ist ein bestimmtes Urteil über eine bestimmte Tatsache gefällt, so kommt ihm die Eigenschaft „wahr“ (oder „falsch“) zu, gleichgiltig, ob wir es auch für wahr halten oder nicht! Die Wahrheit eines Urteils ist unabhängig von der Organisation des das Urteil beurteilenden, ist objektiv, und diese Objektivität kommt am klarsten und deutlichsten zum Ausdruck in der Tatsache, daß die Wahrheit sich nicht ändern kann, daß ein wahres Urteil immer und unter allen Umständen wahr ist. (Hinsichtlich der Schwierigkeiten, denen dieser

Satz etwa begegnet, vergleiche man, was wir früher in „Der Realismus und das Transzendenzproblem“ S. 125 f. ausgeführt haben).

Tiefer in das Problem der ethischen Norm einzudringen, ist für unsre Zwecke hier nicht nötig; es konnte uns nur darauf ankommen, zu zeigen, daß die Frage nach dem Wesen der Norm, wenn sie schon entscheidend ist für die Bestimmung des Wesens der Philosophie im allgemeinen, doch für die einzelnen Teilwissenschaften, die Logik einerseits, die Ethik und natürlich ebenso die Ästhetik, Politik u. s. w. andererseits getrennt behandelt werden muß. Die Logik hat zum Mittelpunkt ihrer Untersuchungen in dem „Wahrheit“ genannten etwas objektives, etwas vom (beurteilenden) Geiste unabhängiges, etwas also, was nicht Gegenstand der Psychologie, der Wissenschaft vom Bewußtsein oder vom Geiste, wie sie in sich sind, sein kann; die Ethik aber hat es nur mit subjektiven Dingen zu tun, muß also prinzipiell als Teil der Psychologie betrachtet werden.

Daß trotzdem Gründe vorliegen können, welche es ratsam erscheinen lassen, der allgemeinen Psychologie gegenüber auch die Ethik, Ästhetik u. s. w. zu besonderen wissenschaftlichen Einheiten auszugestalten, soll mit dem gesagten natürlich nicht bestritten werden. Wir wollen nicht unterlassen, unsere Überzeugung auszusprechen, daß die ethischen, ästhetischen Ideale gerade wegen ihren subjektiven, ihrer Bedeutung für das menschliche Leben, mit der Befestigung der menschlichen Zustände im allgemeinen auch selbst sich allmählich zu Dauergebilden entwickeln müssen; der Erforschung der Bedingungen dieser Entwicklung sind dann offenbar so eigenartige und wichtige Aufgaben gestellt, daß sich ihre Zusammenfassung mit den Untersuchungen der Funktionen der Sinnesorgane z. B., wie sie vorläufig noch das Hauptstück der Psychologie ausmachen, von selbst verbietet.

Die Berücksichtigung dieses Umstandes führt aber zu keiner Änderung der Gesamtauffassung der Philosophie; denn für diese ist die grundsätzliche Abgrenzung der Logik gegenüber der Psychologie entscheidend. Weil die Wahrheit etwas vom menschlichen Geiste unabhängiges ist, eine Beziehung, die wohl anknüpft an einen geistigen Vorgang aber über ihn

hinausweist, ihn „transzendiert“, so muß die Philosophie definiert werden als die systematische Geisteswissenschaft schlechthin, welche das Bewußtsein, oder besser die geistigen Vorgänge, nicht nur wie ihre Teilwissenschaft, die Psychologie, in sich, in ihrem Sein, sondern darüber hinaus auch nach ihrer transzendenten Bedeutung untersucht. Will man aber in der Definition, was vielleicht im Hinblick auf die übliche Einteilung der Philosophie zweckmäßig sein kann, nicht nur den Gegensatz von Psychologie und Logik, sondern allgemeiner den der Psychologie zu allen übrigen Teilwissenschaften zum Ausdruck bringen, so wird man dem oben gesagten entsprechend den — allerdings eigentlich selbstverständlichen — Zusatz machen, daß die Philosophie die geistigen Vorgänge überhaupt, aber besonders die wichtigsten unter ihnen, wie die Gedanken, die sittlichen Entscheidungen usw. zu erforschen hat.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Verlag von Max Niemeyer in Halle a. d. S.

Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte

herausgegeben von
Benno Erdmann.

1893—1904. 8.

- I. **David Hume's Kausalitätstheorie** und ihre Bedeutung für die Begründung der Theorie der Induktion von Dr. Paul Richter. M 1,20
- II. **Andreas Rüdigers Moralphilosophie** von Dr. Wilh. Carls. M 1,20
- III. **Humes und Berkeleys Philosophie der Mathematik** vergleichend und kritisch dargestellt von Dr. Eugen Meyer. M 1,60
- IV. **Thomas Hill Green und der Utilitarismus** von Dr. George Fr. James. M 1,00
- V. **Zur Theorie der Aufmerksamkeit** von Dr. Harry E. Kohn. M 1,20
- VI. **Keplers Lehre von der Gravitation.** Ein Beitrag zur Geschichte der mechanischen Weltanschauung von Dr. Ernst Goldbeck. M 1,20
- VII. **Der Unterschied der Lehren Humes im Treatise und im Inquiry** von Wilhelm Brede. M 1,20
- VIII. **Die motorischen Wortvorstellungen** von Dr. Raymond Dodge. M 2,00
- IX. **Schopenhauers Aesthetik** und ihr Verhältnis zu den ästhetischen Lehren Kants und Schellings von Dr. Ed. von Mayer. M 2,00
- X. **Die Substanzenlehre Lockes** von Dr. W. Freytag. M 2,00
- XI. **Die Gültigkeit unserer Erkenntnis der objektiven Welt** von Dr. Walter T. Marvin. M 2,40
- XII. **Spinozas Gottesbegriff** von Dr. Elmer E. Powell. M 3,00
- XIII. **Prolegomena zur Bestimmung des Gottesbegriffes bei Kant** von Kumetaro Sasao. M 2,00
- XIV. **Beiträge zur Kritik des psychophysischen Parallelismus vom Standpunkte der Energetik** von Edward Gleason Spaulding. M 3,00
- XV. **Die Associationstheorien im XVIII. Jahrhundert** von Dr. D. F. Markus. M 2,00
- XVI. **Das Kausalproblem in Lotzes Philosophie** von Else Wentscher. M 2,00
- XVII. **Der Begriff des Belief bei David Hume** von Otto Quast. M 3,00
- XVIII. **Hermann von Helmholtz' psychologische Anschauungen** von Friedrich Conrat. M 6,00

- Dittrich, Ottomar**, Grundzüge der Sprachpsychologie. Bd. I. Mit Atlas. 1904. gr. 8. *M* 24,—
- Eichhoff, Theodor**, Offenbarung und Wissenschaft. Eine Antwort auf die Frage nach Wahrheit und nach der Bedeutung und Anordnung der Wissenschaft. 1903. 8. *M* 1,—
- Erdmann, Benno**, und **Raymond Dodge**, Psychologische Untersuchungen über das Lesen auf experimenteller Grundlage. 1898. gr. 8. *M* 12,—
- Freytag, Wilhelm**, Der Realismus und das Transzendenzproblem. Versuch einer Grundlegung der Logik. 1902. 8. *M* 4,—
— Die Erkenntnis der Außenwelt. 1904. 8. *M* 4,—
- Giessler, Carl Max**, Die physiologischen Beziehungen der Traumvorgänge. 1896. 8. *M* 1,20
- Husserl, Edmund**, Logische Untersuchungen. 2 Bde. 1900—1901. gr. 8. *M* 22,—
- Koch, Emil**, Das Bewusstsein der Transzendenz oder der Wirklichkeit. Ein psychologischer Versuch. 1895. 8. *M* 3,—
- Kraus, Oskar**, Zur Theorie des Wertes. Eine Bentham-Studie. 1901. 8. *M* 3,60
- Martinak, Eduard**, Die Logik John Looke's. Zusammenge stellt und untersucht. 1894. 8. *M* 3,—
- Palágyi, Melchior**, Kant und Bolzano. Eine kritische Parallele. 1902. 8. *M* 3,—
- Raeck, Hans**, Der Begriff des Wirklichen. Eine psychologische Untersuchung. 1900. 8. *M* 2,—
- Schwarz, Hermann**, Glück und Sittlichkeit. Untersuchungen über Gefallen und Lust, naturhaftes und sittliches Vorziehen. 1902. gr. 8. *M* 5,—
- Sokolowski, Paul**, Die Philosophie im Privatrecht. Sachbegriff und Körper in der klassischen Jurisprudenz und der modernen Gesetzgebung. 1902. gr. 8. *M* 16,—
- Werckmeister, Walther**, Der Leibnizsche Substanzbegriff. 1899. gr. 8. *M* 2,—